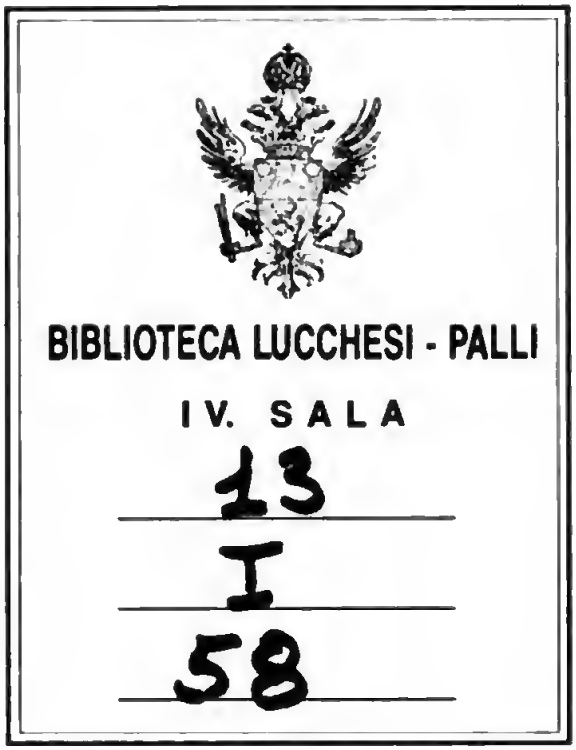
Digitized by Google


BIBLIOTECA LUCCHESI - PALLI
IV. SALA
13
I
58

IV. 13. I. 58

Digitized by Google

Frauenherzen.

Historische Novellen

von

Louise Mühlbach.

Erste: Band:

Drei Kaiserinnen.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

IV. 13. I. 58

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Das Fest.

„Erhebt die Gläser und stoßt an! Es lebe die größte Künstlerin unseres Jahrhunderts, es lebe Signora Katharina Gabrieli!"

Graf Durazzo, der Director der kaiserlichen Schauspiele zu Wien, war es, welcher den Toast ausbrachte, und alle die jungen Cavaliere, die rings um die Tafel gereiht saßen, sprangen auf und hoben die Gläser, in denen der dunkle Tokayer glänzte, hoch empor.

„Es lebe die große Künstlerin Signora Katharina Gabrieli!"

Sie saß zu Häupten der Tafel und lächelte stolz den jubelnden Cavalieren ihren Dank zu; auch als sie jetzt ihre Plätze verließen und zu ihr heranstürmten und jeder der Gnade theilhaftig zu werden strebte,

mit ihr das Glas erklingen zu lassen, erhob sie sich nicht von ihrem Sitze, sondern stolz und ruhig, wie eine Fürstin, nahm sie die Huldigungen der Herren entgegen und neigte nur ein wenig das schöne Haupt jedem Cavalier zu, mit dem sie das Glas erklingen ließ.

„Signora", sagte Graf Durazzo, „Ihr könntet uns heute alle zu den glücklichsten der Sterblichen erheben."

„Wie?" fragte die Sängerin lächelnd. „Ihr seid noch nicht beseligt? Es gibt noch etwas Anderes, das Euch zu den glücklichsten der Sterblichen erheben könnte, da ich doch hier in Eurer Mitte bin?"

„Ja, es gibt noch etwas Anderes", erwiderte Graf Durazzo lächelnd. „Ihr könnt uns ein Angedenken an diese herrliche Nacht gewähren! Ein Angedenken, das, wenn Ihr fort seid von hier, uns noch erinnern soll an diese schönsten Stunde unseres Lebens!"

„Bedarf es dazu solcher äußern Zeichen?" fragte die Signora mit einem spöttischen Lächeln. „Wird die Erinnerung nicht ewig frisch und lebendig in Euren Seelen leben?"

„Gewiß wird sie das", riefen die Cavaliere, indem sie, zu ihren Plätzen zurückgekehrt, sich tief neigten, der Signora zu. „Ja, ewig wird die Erinnerung an diese glückliche Nacht in unsern Herzen leben."

„Ihr hört's, Graf Durazzo, was wollt Ihr mehr?"

„Ich will für uns alle ein Erinnerungszeichen! Gebt uns von dem Roſenkranze, der mit ſo wundervoller Grazie Euer glänzend ſchwarzes Haar ſchmückt, jedem ein Blättchen oder Blümchen.“

„Ja“, riefen all die Cavaliere, „gebt uns eine Roſe zum Erinnerungszeichen!“

Und wieder erhoben ſie ſich von ihren Sitzen und näherten ſich der Signora.

„Kaiſerin des Geſangs“, rief der Fürſt Eſterhazy, „ſieh Deine Unterthanen, welche flehend Dich um dieſe Gnade bitten.“

„Ihr nennt mich Kaiſerin“, rief die Signora mit flammenden Augen, „nun, meine Unterthanen, ſo wiſſet Ihr auch wohl, wie es hier in Wien Gebrauch iſt, daß man ſich der Kaiſerin naht! Auf Eure Kniee denn, meine Unterthanen, auf Eure Kniee!“

Die jungen Cavaliere, dem Befehl ihrer Gebieterin folgend, knieten rings um ſie her nieder, hoben die Hände empor und riefen lächelnd: „Ein Erinnerungszeichen an dieſe ſeligſte Nacht, eine Roſe, ein Blatt nur aus dem Kranze unſerer Kaiſerin.“

Sie hatte ſich von ihrem Sitze erhoben und blickte mit einem faſt verächtlichen Ausdruck nieder auf die Knieenden.

„Ihr Herren, was würde Eure wirkliche Kaiſerin

ſagen, wenn ſie Euch ſo zu meinen Füßen ſähe? Würde Eure Ergebenheit gegen mich Euch nicht als ein Verbrechen ausgelegt werden? Würde die Kaiſerin Maria Thereſia es Euch verzeihen, daß Ihr die verachtete Sängerin, daß Ihr mich eine Kaiſerin nennt? Und Ihr ſelber, die Ihr in dieſer Stunde mich Eurer Ergebenheit, Eurer Bewunderung verſichert, würdet Ihr nicht morgen mich verleugnen, wenn Ihr im hellen Sonnenlichte des Tages, im Glanz Eurer höfiſchen Herrlichkeit mit Euren Gemahlinnen oder Euren Schweſtern am Arm mir begegnetet? Wer von Euch würde dann noch auf ſeine Kniee niederſinken und mich anbeten als ſeine Kaiſerin?"

Keiner von den Herren gab Antwort; inmitten ihrer heitern Freudigkeit, ihrer tollen Luſt ſchien die Frage der Sängerin ſie wie aus einer ſüßen Berauſchung zu erwecken und zu ernüchtern.

Sie ſenkten die Blicke nieder und hoben langſam ſich von ihren Knieen empor.

Katharina Gabrieli ſtand immer noch ſtolz aufgerichtet da und ihre großen ſchwarzen Augen wandten ſich rings im Kreiſe den Beſchämten zu.

Graf Durazzo unterbrach endlich die Stille.

„Ihr habt uns noch nicht Antwort gegeben, Kaiſerin des Geſangs", ſagte er, die letzten Worte betonend,

„noch nicht Antwort gegeben auf unsere demüthige Bitte; wollt Ihr uns nicht ein Blättchen oder ein Blümchen aus Eurem Rosenkranze geben?“

Sie schüttelte stolz das Haupt.

„Nein, Ihr Herren, ich nehme nur Geschenke, aber ich gebe keine! Als ich hinauszog in die Welt, um Ruhm und Geld zu ernten, da habe ich es meinem ehrwürdigen, edlen Lehrer und Maestro, dem Signor Nicolo Porpora, geschworen, daß ich den Ruhm und die Herrlichkeit der schönsten Kunst der Welt, der Musika, hinaustragen wollte durch ganz Europa, daß ich aller Welt beweisen wollte, wie auch die Kunst ihre Fürstinnen, ihre Herrscherinnen und ihre Throne habe! Aber um die Herrschaft der Welt, um Glanz und Ehre zu erreichen, genügt die Kunst nicht allein, das mußte ich, ach, bald genug erkennen! Es bedarf dazu des Reichthums, der Brillanten, der Schätze! Und darum ist es mein Bestreben gewesen, mir Alles zu verschaffen, dessen es bedarf! Und darum, Ihr Herren, nehme ich Geschenke, aber gebe keine, wenn Ihr mein Lächeln und meinen Händedruck nicht als Geschenke annehmen wollt! Ich gebe Euch die Perlen meiner Töne, Ihr gebt mir dafür die Perlen des Meeres, ich blitze Euch an mit meinen schwarzen Augen, Ihr laßt mir dafür Brillanten blitzen. Das ist ganz natürlich;

aber unnatürlich wäre es, wenn Signora Gabrieli ihren Sklaven die höchste Gunst erzeigen wollte, wenn sie ihnen auch nur ein Blättchen aus ihrem Rosenkranze geben wollte! Es gibt nur einen Mann, Signori, für den ein solches Geschenk bestimmt sein könnte, und den allein ich würdig halten könnte, es zu empfangen."

„Und wer ist dieser eine Mann?" fragte Fürst Esterhazy. „Wollt Ihr uns nicht seinen Namen nennen?"

„Er hat bis jetzt keinen Namen", erwiderte sie lächelnd. „Den Rosenkranz, der mein Haupt schmückt, den könnte ich nur demjenigen geben, welchen ich liebe. Jetzt begreift Ihr wohl, Ihr Herren, daß keiner von Euch ihn erhalten wird, denn nicht wahr, Ihr wißt es alle, daß ich keinen von Euch liebe? Ihr seid mir gut genug, um mit Euch zu scherzen, in Eurem Kreise von dem Champagnerschaum des Lebens zu schlürfen, aber keiner von Euch kann sich rühmen, der Liebhaber der Signora Gabrieli zu sein! Ich weiß wohl", fuhr sie lächelnd fort, „daß jeder von Euch sich gern das Ansehen gibt, als wäre er es, daß jeder von Euch, wenn ich nicht da bin, mit spöttischem Lächeln meinen Namen nennt und nicht davor zurückschreckt, die Kaiserin des Gesangs, wie Ihr die Gnade hattet, mich zu nennen, zu verunglimpfen,

und ſei es auch nur mit einem ſpöttiſchen Achſelzucken, mit einem zweideutigen Lächeln! Was kümmere ich mich darum! Ich habe es nicht nöthig, zurückzuſchrecken vor der Welt und ihrem Gerede. Ich bin Künſtlerin, ich ſtehe außerhalb der Geſellſchaft, und deſſen mir bewußt, folge ich nur dem innern Drange meines Herzens, folge nur der eigenen Stimme meines Gewiſſens! Und ich ſage Euch, die verdammt mich nicht, wie Ihr es wohl thut, wenn Ihr mit Euren Gemahlinnen und Schweſtern beiſammen ſeid, und wie es vor allen die Kaiſerin Maria Thereſia thut."

„Aber, Signora", rief Graf Durazzo, „was ſind das auf einmal für ernſte Betrachtungen, und welche Wolke zieht ſich plötzlich über den Sonnenglanz unſeres Feſtes hin?"

Die Gabrieli nickte.

„Es iſt wahr, Graf Durazzo, ich bin eine Thörin und ich bitte die Herren um Verzeihung! Wir wollen luſtig ſein! Hebt die Gläſer empor: es lebe die Luſt des Lebens, es lebe der Sonnentraum des Daſeins!"

Die Cavaliere, froh, die düſtere Wolke wieder von der Stirn der Signora ſchwinden zu ſehen, erhoben die Gläſer, und ein fröhliches Klirren und Klingen ging rings um die Tafel, und die Augen der Signora ſtrahlten wieder in feurigem Glanze, und mit heitern

Scherzen beantwortete sie wieder die Scherze und Schmeichelworte ihrer Verehrer.

Seit das Dessert aufgetragen worden, hatte Graf Durazzo, der Festspender, die Lakaien hinausgehen lassen. Mit den Früchten und dem Zuckerwerk, mit dem Tokayer und dem perlenden Champagner wollten die Cavaliere selbst die schöne Signora bedienen. Als ihre „Sklaven und Pagen" stellten sie sich dar in demüthiger Ergebenheit, und sie, in selbstbewußter Herrlichkeit, war wieder jetzt die unumschränkte Gebieterin, die Beherrscherin, die Kaiserin.

Der Morgen begann schon zu dämmern, als Signora Gabrieli sich endlich von ihrem Sitze erhob.

„„Meine Herren, das Fest ist zu Ende, die Kerzen sind niedergebrannt, und ich meine, auch in unserer Brust sind die Kerzen der Freude erloschen. Wir müssen uns erinnern, daß der schönsten Nacht immer ein Morgen folgt! Nach Hause, meine Herren, nach Hause!"

„Befehlt Ihr wirklich, grausame Kaiserin, daß unser Fest zu Ende sei?" fragte Graf Durazzo.

Sie nickte leise. „Ihr wißt, Graf, daß ich morgen Abend zum letzten Male singen muß, und ich möchte nicht, daß die Künstlerin Euch eine schlechte Erinnerung zurückließe, und daß ihre Stimme nicht klar und hell

ſei bei ihrem Abſchiedslied. Wir haben nun geſchwelgt und geſcherzt, und ich muß mich jetzt wieder erinnern, daß ich die Künſtlerin bin. Es iſt Zeit zu ruhen."

Graf Durazzo verneigte ſich. „Wenn Ihr es befehlt, Signora, ſo müſſen wir natürlich gehorchen. Ich werde Ordre geben, den Wagen vorfahren zu laſſen."

Die Gabrieli ſchüttelte das Haupt.

„Nein, Graf, nicht den Wagen! Mir iſt ſo wüſt und heiß, ich muß meine Seele und mein Angeſicht baden in Nachtluft und Mondenſchein. Ihr wißt, es iſt über die Glacis hin von Eurem Hauſe bis zu mir nur eine kurze Strecke, und ich möchte zu Fuße dahin gehen."

„Zu Fuße?" rief Graf Durazzo ganz entſetzt. „Ihr ſcherzt, Signora, es iſt unmöglich, daß eine Dame in ſo ſpäter Nacht zu Fuße in Wien über die Straße gehe."

„Ich will ja auch nicht über die Straße gehen, nur über die Glacis hin", rief Signora Gabrieli, und dann auf einmal brach ſie in ein lautes Lachen aus.

„Ah, ich begreife! Graf Durazzo fürchtet die Polizei der Kaiſerin Maria Thereſia! Und auch Ihr, Signori", fuhr ſie fort, indem ſie einen flammenden

Blick über die Gesichter all der jungen Cavaliere hingleiten ließ, „auch Ihr scheint mir ganz erschrocken, ganz verschüchtert! Ist es denn wirklich wahr, es darf keine Dame zur Nachtzeit in den Straßen Wiens gesehen werden?“

„Es ist gegen den Gebrauch“, sagte Fürst Esterhazy lächelnd. „Man hält diejenige, welche in so später Nachtstunde zu Fuße auf der Straße erscheint, nicht für eine Dame! Außerdem wißt Ihr, Signora, die Polizei der Kaiserin Maria Theresia ist sehr gefährlich und duldet keine Extravaganzen.“

Die Signora hob stolz ihr Haupt empor.

„Was kümmert mich die Polizei der Kaiserin Maria Theresia? Was könnte sie zu schaffen haben mit der Signora Gabrieli, der Künstlerin von Gottes Gnaden? Ich trotze den lächerlichen Spionagen der Kaiserin Maria Theresia! Jetzt gerade bestehe ich darauf: ich will zu Fuße nach meiner Wohnung gehen! Schaut nur, der Mond blickt goldig glänzend herein in die Fenster und ruft und lockt uns hinaus! Signori, ich gehe zu Fuße! Wer von Euch allen folgt mir? Wer hat den Muth, dem Zorne der Kaiserin Maria Theresia zu trotzen? Graf Durazzo, meinen Mantel, ich gehe, und wir werden sehen, was jetzt von allen Euren Schwüren zu halten ist.“

Digitized by Google

Graf Durazzo, ein wenig beschämt und verschüchtert, flog nach dem Nebengemach und holte von dort den goldgestickten, prächtig ausstaffirten Mantel der Signora. Schweigend, ganz verlegen und beklommen, bedeckte er damit die vollen schönen Schultern der Sängerin, dann neigte er sich an ihr Ohr.

„Ich bitte Euch, Signora, steht ab von diesem gefährlichen Unternehmen! Thut's um des Fürsten Kaunitz willen, wenn Ihr es nicht für Euch selber thut. Glaubt mir, es ist nicht gut, die Kaiserin so sehr zu reizen."

Die Signora schüttelte stolz ihr Haupt.

„Mein lieber Graf Durazzo, ich danke Euch für Euern Rath! Jedoch vergeßt nicht, daß ich nur morgen Abend noch dem Herrn Intendanten der kaiserlichen Schauspiele Gehorsam schuldig bin, wenn ich als Sängerin auf der Bühne erscheine! Außer der Bühne bin ich meine eigene Herrin, und was mir beliebt, das darf ich thun! Mir beliebt es aber, zu Fuße in meine Wohnung zu gehen."

Die Cavaliere schienen wirklich auf einmal ganz entnüchtert zu sein. Aengstlich fast blickten sie auf die Signora hin, deren glühende Augen prüfend und forschend sie alle beobachteten.

Jetzt näherte sich ihr Graf Palffy.

Digitized by Google

„Signora", ſagte er, „fragt meine Freunde hier, ob einer von ihnen behaupten kann, daß ich ein Feigling ſei. Laßt Euch von ihnen ſagen, daß ich in dem letzten Kriege, der ſieben Jahre hindurch in Deutſchland gewüthet und kaum jetzt beendet iſt, in jeder Schlacht dabei geweſen bin. Und doch ſcheue ich zurück vor Eurem Begehren und bitte Euch, laßt ab davon! Denn Euch, unſerer angebeteten Herrin, bereitet Ihr Gefahr!"

„Signora", riefen die Cavaliere, die Sängerin umringend, „wir beſchwören Euch, laßt ab von Eurem Wagniß."

Die Gabrieli antwortete ihnen nur mit einem verächtlichen Lächeln. Sie zog den goldgeſtickten Mantel feſter um ihre ſtolze, hohe Geſtalt und ſchritt durch den Kreis der Cavaliere nach der Thür hin.

„Wir werden jetzt ſehen, Signori, was ich von Euren Schwüren, von Eurer Begeiſterung und Anbetung zu halten habe! Wer von Euch morgen nach meiner Abſchiedsvorſtellung die Ehre haben will, bei mir zu ſoupiren, der folge mir!"

Die Cavaliere ſtanden anfangs entſetzt und ſchweigend da und blickten verwirrt der hohen königlichen Geſtalt nach, die ſich ſchon der Thür näherte.

Dann auf einmal trat Graf Durazzo hervor aus

dem Kreiſe der Herren und eilte der Sängerin nach.

„Signora, Ihr habt mir die Ehre erzeigt, die Königin meines Feſtes zu ſein, und ich kenne meine Pflicht als Wirth; ich bitte, gebt mir Euren Arm, ich gehe mit Euch über die Glacis nach Eurer Wohnung!“

„Und ich“, rief Fürſt Eſterhazy, ſich jetzt zuſammenraffend, „ich bitte um die Ehre, Euch folgen zu dürfen.“

„Nun, wenn es denn ſein muß“, rief Graf Palffy, „ſo folge auch ich.“

„Und ich, und ich“, riefen alle die Herren, die Grafen und Barone. „Wir trotzen dem Zorne der Kaiſerin, wir folgen Euch.“

Sie wandte ſich nach ihnen zurück und nickte ihnen lächelnd zu.

„Brav geſprochen, Ihr Herren, und laßt Euch ſagen: von dieſer Stunde an ſeid Ihr in meiner Achtung geſtiegen! Und nun hört! Ich habe, wie Ihr wißt, hier in Wien einen mächtigen und großen Freund! Morgen in der Frühe gehe ich zum Fürſten Kaunitz und klage mich ſelber an, und er ſoll bei der Kaiſerin für Euch alle das Wort führen. Nun kommt, Ihr Herren, laßt uns gehen.“

Schweigend dann, am Arm des Grafen Durazzo

ſtieg die Signora die mit Teppichen belegten Marmorſtufen hinunter, die von dem Gartenſaal in den Park führten.

Schweigend, paarweiſe, folgten die Cavaliere und traten mit dem voranſchreitenden Paare hinaus in den Park.

Wie ſüß die Stille war, wie erquickend die kalte Nachtluft und der ſanfte Wind, der ſäuſelnd ihre erhitzten Geſichter kühlte! Wie prächtig golden der Mond vom dunklen Himmel niederſchien und den ſeltſamen Zug beleuchtete, der jetzt durch die große Allee dahinſchritt nach der Ausgangspforte des Parkes.

Es war, als ob ein andächtiges Empfinden plötzlich über ſie alle gekommen ſei, und keiner wagte das Schweigen zu unterbrechen. Jeder ſchien zu lauſchen auf die flüſternden Stimmen der Nacht, die ringsum ertönten.

Jetzt traten ſie hinaus aus der Pforte des Parkes, welche Graf Durazzo geöffnet hatte, hinaus auf die Glacis; tiefe Stille herrſchte auch hier, und ſchweigend wanderten ſie eine Zeit lang dahin inmitten einer Allee, deren Bäume das erſte Frühlingsgrün beſchattete und durch welche der Mond ſeine goldenen Streiflichter zog.

Jetzt, bei einer Biegung des Weges, kamen ſie an eine lichte Stelle, goldenhell ſtand über ihnen der Mond

und warf die langen Schatten ihrer Gestalten weit über den Kiessand des Weges hin. Wie ein düsteres, großes Grab lag zu den Füßen der Schauenden die Stadt Wien.

Schweigend und todesstill — nur hier und dort aus irgend einem der Häuser leuchtete gleich einem Glühwurm ein kleines Licht hervor.

Die Gabrieli erhob den Arm und deutete auf eins dieser Lichter hin.

„Schaut, meine Freunde, das kleine Fünklein kündet Euch eine traurige Geschichte! Das sind nicht Kerzen, wie sie heute Nacht im Saale des Grafen Durazzo uns gefunkelt haben; das ist ein einsam trübes Flämmchen, es leuchtet vielleicht in dunkler Kammer an einem Sarge oder an einem Sterbebette! Wie ich so darauf hinschaue, ist es mir, als sähe ich ein krankes bleiches Weib, das sich in Thränen und in Schmerzen windet auf ihrem Lager und vergeblich seufzt nach dem, der all dies Leid über sie gebracht, der sie verlassen hat, und um den sie stirbt, weil sie ihn liebt! Sie ist allein in dunkler Kammer, und kein Stern blinkt über ihr! Nur das Nachtlicht sieht ihre Qualen, ihre Noth und ihres Herzens tiefsten Jammer, und sie fleht zu Gott empor um Stärkung und um Trost. Seht, das sagt mir der kleine funkelnde Stern, das

Nachtlicht der Schmerzen. Lacht über mich, Signori, Ihr seht, die Nacht, der Mondschein und die Sterne haben mich phantastisch gemacht und ganz empfindsam! Aber ich will's nicht sein! O lieber goldener Mond, blicke nieder auf uns, schau' alle die fröhlichen Gesichter hier! Du sollst nicht sagen, daß Kathrina Gabrieli empfindsam sei! Ich grüße dich, du goldener Mond, dich, der oft meine Triumphe und meine Herrlichkeit gesehen; ich grüße dich, schöner Mond!"

Sie breitete ihre Arme empor zu dem Mond, und auf einmal mit lauter Stimme begann sie zu singen. Jubelnd laut sang sie empor zu dem Mond, und weithin durch die Stille erschallte der schmetternde Gesang.

Plötzlich legte sich die Hand des Grafen Durazzo auf ihren Arm. „Um Gottes willen, Signora, schweigt, ich bitte Euch!"

Sie verstummte und wandte das Haupt hin nach jener Seite, auf welche der Finger Durazzo's deutete.

Da standen unweit von ihnen am Ende des freien Platzes zwei dunkle Gestalten. Der Mond warf ihre langen Schatten weithin über den Platz, dicht heran zu den Füßen der Signora.

„Nun, was ist's?" fragte sie. „Warum unterbrecht Ihr mich, Durazzo?"

„Weil es gefährlich für Euch ist, weiter zu singen", flüsterte Durazzo rasch, „weil dort zwei Männer von der geheimen Polizei stehen. Ich fürchte, sie haben Euch und uns schon erkannt! Laßt uns gehen, ich beschwöre Euch, Signora!"

„Ja, laßt uns gehen, damit wir die Signora sicher in ihr Haus bringen", murmelten und flüsterten alle die Cavaliere untereinander, und sie drängten sich dichter zu der Signora hin und fast mit Gewalt schoben sie sie weiter fort.

Es waren nur noch wenige Schritte bis zu ihrem Hause, und vor demselben hielt die Equipage der Signora, warteten die Lakaien, welche Durazzo dorthin geschickt hatte.

Sie flogen jetzt herbei, als sie die Signora kommen sahen, und öffneten die Thür des Hauses.

Auf der Schwelle blieb Signora Gabrieli stehen und neigte sich stolz den Cavalieren zu.

„Ich danke Euch, Ihr Herren, für Eure Begleitung, und morgen Abend, nach dem Theater, seid Ihr alle bei mir geladen zum Souper. Das ist mein Dank! Nun gute Nacht!"

Sie trat zurück; hinter ihr schloß sich die Thür, und eiligst entfernten sich die Cavaliere.

Nur die beiden langen Gestalten, welche auf dem

Glacis vorher die Herren erschreckt hatten, blieben vor der Thür der Gabrieli stehen, flüsterten lange mit einander und entfernten sich dann eilends.

Gerade nach der Burg gingen sie, nach jenem Seitenflügel, in welchem der Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia, der Pater Porhamer, wohnte.

Zweites Kapitel.

Die tugendhafte Kaiserin.

„Ist das wirklich wahr, Porhamer?“ fragte die Kaiserin Maria Theresia, indem sie mit großen Schritten in ihrem Kabinet auf und ab ging. „Man hat Euch nicht ein Märchen aufgebunden?“

„Nein, Majestät“, erwiderte der Beichtvater mit feierlicher Stimme, „es ist leider kein Märchen, obwohl ich wahrlich diesmal lieber wollte, ich sei düpirt worden, als daß ich Eurer Majestät die schlimme Wahrheit berichten und Ihnen Aergerniß bereiten muß.“

„Also“, rief die Kaiserin heftig und athemlos, „also Ihr bleibt dabei: der Graf Durazzo hat in dieser Nacht dieser Person, der Sängerin Gabrieli, in seinem eigenen Hause ein Fest gegeben?“

Der Pater neigte leise sein Haupt.

„Ja, Majeſtät, in ſeinem eigenen Hauſe ein Feſt gegeben, und es waren bei demſelben gegenwärtig acht junge Cavaliere aus den angeſehenſten Häuſern der hohen Ariſtokratie, nämlich die Grafen —“

„Nein“, unterbrach ihn Maria Thereſia heftig, „nein, Porhamer, nenne Er ſie mir nicht! Es iſt beſſer, daß ich ſie nicht weiß, denn ich würde es dieſen jungen Leuten gedenken, und das würde wieder einen großen Skandal geben! Es iſt genug, daß ich von dem Durazzo weiß; ich werde ihn ſtrafen, und ich hoffe, das wird halt die andern Herren zur Raiſon bringen, und ſie werden ſich wohl hüten, ein andermal was Aehnliches zu thun! Es iſt eine abſcheuliche Geſchicht', und der Herr Kaiſer wird wieder ſagen, ich ſollt' die Dinge gehen laſſen und ſollt' mich halt nit drum bekümmern, ob hier am Hofe das liederliche Weſen immer mehr einreißt! Der Kaiſer vermeint ja, daß alle unſere Mühe vergeblich wär', ja, noch mehr, daß juſt durch meine Aufſicht und meine Streng' die Sittenloſigkeit noch mehr gefördert werde.“

„Eure Majeſtät halten zu Gnaden“, ſagte Porhamer, die grauen Augen zum Himmel aufſchlagend und die Hände faltend, „Eure Majeſtät halten zu Gnaden, wenn ich mich unterfange, hierin einer andern Meinung zu ſein als Majeſtät der Kaiſer! Die Kinder

dieſer Welt vermeinen wohl, daß man nur von innen heraus die Zucht üben kann, und daß, was nicht aus dem Gemüthe entſpringe, auch nicht ſich hineinlegen laſſe. Aber das iſt ein Irrthum! Das Fleiſch muß gezüchtigt werden, damit es lerne, ſich zu beugen und dem Geiſte unterthänig zu werden! Und die Reinheit, wenn ſie nicht in den Gemüthern liegt, muß mit Zwang ihnen eingeimpft werden. Meinen doch die Kinder dieſer Welt, man müſſe ſogar dieſe neueſte ketzeriſche Erfindung, die Pockeninpfung, annehmen und ſolle dem Schickſal und dem großen Gott im Himmel Zwang anlegen und die Krankheit, welche er zur Geißel ſeiner Menſchenkinder ſendet, zu verſcheuchen trachten. Nun meine ich aber, wenn man die Pocken impfen will, damit die Menſchen geſund bleiben, ſo muß man noch viel mehr die Tugend den Sündern einimpfen, damit ſie geneſen von ihrer Krankheit."

„Ihr habt Recht, Pater, ganz Recht", rief die Kaiſerin. „Ja, einimpfen will ich die Zucht und Sitte dieſen jungen Cavalieren und ein Beiſpiel will ich ihnen geben, daß Maria Thereſia unnachſichtig und unerbittlich iſt. Der Graf Durazzo iſt der Freund des Fürſten Kaunitz und er vermeint halt wohl, ich würde deshalb, weil ich dem Herrn Fürſten viel Egards ſchuldig bin und weil er ſich als treuer Diener des

Staats bewährt hat, seinen Leichtsinn und sein liederliches Wesen verzeihen und würd' auch, weil er der Director meiner Schauspiele ist, ein Auge zudrücken! Er soll aber sehen, daß die Maria Theresia ihre beiden Augen offen hält und daß nichts sie hindert zu thun, was sie als Rechtens anerkennt. Man soll mir sogleich den Grafen Durazzo holen! Geht, Porhamer, und meldet das draußen. Durazzo soll kommen."

Der Pater, die Arme über der Brust gekreuzt, neigte sein stolzes Haupt ein wenig vor der Kaiserin und ging dann leise hinaus.

Maria Theresia, immer noch im Sturm ihres innern Zorns, fuhr fort in dem Kabinet mit großen Schritten auf und ab zu wandeln.

„Es fehlt mir nur noch", sagte sie leise vor sich hin, und ihre Augen flammten höher auf, „ja, es fehlt mir nur noch, daß es hier Brauch und Sitte werden sollt', diese Theaterprinzessinnen als vornehme Damen zu behandeln, ihnen Feste zu geben und sie sonder Scham und Scheu zu sich einzuladen! Weiß wohl, die Cavaliers haben halt Lust dazu und möchten das leichtfertige französische Wesen auch bei uns einführen! Der Kaunitz hat mir oft erzählt, daß am Hofe des Königs von Frankreich dergleichen Personen erscheinen dürfen, daß man sie nit blos bezahlt, weil sie singen, sondern

daß man ihnen ſogar geſtattet, bei den großen Hoffeſten, nachdem ſie geſungen, dazubleiben! Und der Franzl nickte dazu und meinte, das wäre recht und man müßte die Künſtlerinnen ehren und nit vergeſſen, daß ſie Damen wären. O, mein ſchöner Kaiſer, es fehlt' mir noch, daß die ſchöne Gabrieli auch hier eingeladen würd'! Und es möcht' leicht dahin kommen, wenn ich nit im Anfang gleich dem Unweſen ſteuerte! Es gibt gar Viele, welche auf ſolche Perſonen neugierig ſind und vermeinen, ſie müßten ganz was Anderes ſein wie andere Frauenzimmer, und die ſich deshalb in ihre Nähe drängen. Ich will's nit leiden und ich will's nit haben", rief die Kaiſerin ganz laut, „ich will meinem Hof ein Exempel geben, wie die Maria Thereſia darüber denkt, und ich vermeine halt wohl, daß ich noch en vigueur genug bin, um meinem Willen Ehrfurcht zu verſchaffen. Mein Herr Sohn wäre auch im Stande, dergleichen Perſonnagen mit Reſpekt zu behandeln, er meint, das gehört zum Geiſte der neuen Zeit. Geht mir mit Eurem Geiſt der neuen Zeit! Die Sitte iſt alt wie die Welt und wird doch ewig neu und jung bleiben!"

In dieſem Augenblick ward die Thür geöffnet, und der eintretende Kammerhuſar meldete den Grafen Durazzo.

Die Kaiserin winkte mit der Hand und ging dann hastig dem Eintretenden entgegen, der, neben der Thür stehen bleibend, dem Ceremoniel gemäß vor der Kaiserin das Knie beugte.

„Stehe Er auf", rief Maria Theresia heftig; „gebe Er sich nicht das Ansehen tiefen Respekts vor kaiserlicher Majestät, da Er doch, wie ich erfahren, diesen Respekt, sobald Er mir den Rücken wendet, schier aus den Augen läßt."

Der Graf erhob sich und heftete mit einem erstaunten Ausdruck die Augen auf die Kaiserin. „Kaiserliche Majestät vergeben, aber ich weiß nicht —"

„Er weiß nicht", unterbrach ihn Maria Theresia heftig, „Er weiß nicht, was ich meine? Nun, so will ich es Ihm sagen! Ich meine, daß es gar sehr gegen den Respekt gehandelt ist, wenn Er, der Intendant meiner Schauspiele, sich unterfängt, in Seinem Hause Gelage zu geben und Orgien zu feiern mit dieser verrufenen Person, der Gabrieli, und dazu die Cavaliere meines Hofes einzuladen."

„Vergebung, Majestät", erwiderte der Graf mit fester, ruhiger Stimme, „die Frau Kaiserin sind falsch berichtet."

„Falsch berichtet?" wiederholte Maria Theresia mit drohender Stimme. „Er will also behaupten, es

ſei nicht wahr, daß Er in dieſer Nacht ein Feſt gegeben? Es ſei nicht wahr, daß Er dieſe Perſon, dieſe Gabrieli dazu eingeladen? Es ſei nicht wahr, daß Er die jungen Cavaliere, die ich der Ehre würdig halte, mit meinen Erzherzoginnen zu tanzen, zu dieſem Feſte eingeladen hat?"

„Kaiſerliche Majeſtät, ich leugne nicht, was wahr iſt", erwiderte Durazzo ruhig. „Ja, ich habe dieſe Nacht in meinem Hauſe ein Feſt gegeben, ein Abſchiedsfeſt für die größte und berühmteſte Sängerin unſerer Zeit, für die Signora Katharina Gabrieli. Es ziemte mir", fuhr Durazzo fort, „Solches zu thun, weil die Künſtlerin uns zu großem Danke verpflichtet hat durch ihre wahrhaft künſtleriſchen Leiſtungen und durch die Herrlichkeit ihres Geſangs. Außerdem, Majeſtät, iſt die Signora in ihrer künſtleriſchen, edlen Freigebigkeit zu einer Wohlthäterin für die Armen von Wien geworden. Sie hat ein Concert gegeben, wie Eurer Majeſtät bekannt, und die ganze Einnahme deſſelben den Armen zugewendet."

„Das heißt", rief die Kaiſerin heftig, „ſie hat ſich damit beim lieben Herrgott inſinuiren wollen und vermeint ſich ein wenig loszukaufen aus dem Fegfeuer ihrer Sünden."

„Majeſtät, ich weiß nicht, ob die Signora das

nöthig hat! Es ist mir nichts von solch sündigem Leben der Künstlerin bekannt", erwiderte Durazzo gelassen. „Ich kenne Signora Gabrieli seit mehreren Jahren, ich habe sie in Rom und Venedig gesehen, und ich habe überall von ihren ausgezeichneten Kunstleistungen, niemals aber von einem sündigen und lasterhaften Leben etwas vernommen! Man hat in Rom die Signora hoch geehrt, und selbst die Cardinäle schätzten sich glücklich, wenn Signora Gabrieli in ihren Salons erschien. Da dies hier am Hofe nicht geschah, Majestät, so meinte ich als Intendant der Theater, welche der Kunst geweiht sind, die Pflicht zu haben, die Künstlerin zu ehren im Namen kaiserlicher Majestät."

„In meinem Namen! Ich gestehe Ihm, Durazzo, daß Er sich da eine Freiheit genommen, welche Ihm nicht geziemt, und ich verbiete Ihm zu sagen, daß ein solches Hofiren in meinem Namen geschehen sei. Wenn Er denn aber vermeint, daß Er sich gezwungen und gedrungen fühlte, der Person, die ich wahrlich hoch genug bezahlt habe für ihre Leistungen, ein Fest zu geben, so wundert es mich sehr, daß Er sich damit begnügte, nur Cavaliere einzuladen, und nicht so weit gegangen ist, auch die Damen unseres Hofes zu diesem Fest zu invitiren!"

„Majestät halten zu Gnaden", erwiderte Durazzo,

„es wäre dies wider Sitte und Brauch gewesen, da meine Gemahlin nicht in Wien ist, sondern in Klagenfurt sich befindet, wohin die plötzliche Erkrankung ihrer Frau Mutter sie gerufen. Aus diesem Grunde mußte ich es mir versagen, ein größeres Fest zu geben und Damen einzuladen."

„Sonst hätt' Er's wohl gethan?" fragte die Kaiserin drohend.

Graf Durazzo verneigte sich. „Ich würde, wenn die Gräfin, meine Gemahlin, einverstanden gewesen, sicherlich ein größeres Fest gegeben haben, da ich nicht ahnen konnte, daß Eure Majestät, meine erhabene Kaiserin, mir nicht gestatten mochte, in meinem eigenen Hause ein Fest zu veranstalten, das im Grunde doch ganz privater Natur ist."

„Ganz privater Natur!" wiederholte die Kaiserin heftig. „Er will damit sagen, daß ich nit das Recht hätt', mich um die Privatverhältnisse und Privatfeste meiner Diener und Beamten zu kümmern? Ich will Ihn aber anders belehren, Herr Graf Durazzo! Er soll wissen, daß die Kaiserin dergleichen Skandal an ihrem Hofe nicht duldet! Und da Er den Respekt gegen die Künstlerin so weit treibt, daß es Ihm gleichgültig ist, ob Er für sie gegen meine Hofsitte verstößt, so will ich mit Ihm kurzen Proceß machen! Er ist aus

meinem Dienſt als Director und Intendant meiner Theater entlaſſen."

Der Graf verneigte ſich tief. „Eurer Majeſtät Wille geſchehe", ſagte er. „Nur erlaube ich mir die Anfrage, ob meine Entlaſſung gleich von dieſer Stunde an datirt, oder ob ich bis zur Ernennung meines Nachfolgers den Dienſt noch fortzuführen habe, damit keine Stockung in demſelben eintrete?"

„Verſteht ſich", ſagte die Kaiſerin haſtig. „Er hat den Dienſt noch fortzuführen, bis ich Ihm einen Nachfolger ernannt habe. Ich verſpreche Ihm aber, daß dies ſpäteſtens bis morgen geſchehen ſoll. Da Er aber noch im Dienſte iſt, ſo gebe ich Ihm einen andern Auftrag. Er verfügt ſich ſofort zu dieſer Perſon, der Gabrieli, und kündet ihr die Entlaſſung aus ihrem Engagement."

„Majeſtät halten zu Gnaden", erwiderte Durazzo ruhig, „dies wird unnöthig ſein, da das Engagement der Sängerin zu Ende geht! Wir verſuchten vergeblich, die Signora mindeſtens noch auf zwölf weitere Vorſtellungen zu engagiren, die Kaiſerin Katharina von Rußland beſtand trotz unſerer Bitten darauf, daß die Sängerin das abgeſchloſſene Engagement in Petersburg ſofort antreten ſollte."

„Sie geht alſo nach Rußland? Na, da paßt ſie

halt hin!“ rief die Kaiserin mit einem verächtlichen Zucken ihrer Lippen. „Da wird sie nicht riskiren, wegen ihres lasterhaften Lebenswandels und wegen der Orgien, zu welchen sie die Cavaliere des Hofes verleitet, ausgewiesen zu werden! Da wird dergleichen ganz willkommen sein! So melde Er der Sängerin Gabrieli, daß sie am heutigen Tage noch abzureisen und Wien zu verlassen habe.“

„Majestät“, bemerkte Durazzo ruhig, „es ist heute die Abschiedsvorstellung der Signora, und ich habe zu melden, daß trotz der dreifach erhöhten Preise alle Plätze im Burgtheater verkauft sind. Ich frage ergebenst an, ob diese Vorstellung nicht stattfinden soll?“

„Und ich antworte Ihm: Nein! Diese Vorstellung soll nicht stattfinden. Ich will nicht, daß diese Person das Publikum enthusiasmire! Ganz Wien soll erfahren, daß die Maria Theresia solch liederliches Gesindel, und wenn es sich auch Künstlerin nennt, nicht dulden will in ihrer Residenz! Begebe Er sich sogleich zu der Signora Katharina Gabrieli, melde Er ihr meinen Befehl, daß sie in vierundzwanzig Stunden Wien zu verlassen habe, und daß die Vorstellung heute Abend nicht stattfindet! Sie soll nicht mit neuen Ovationen sich brüsten können, sie soll nicht im Triumphe von

dannen gehen, als wäre sie etwas Besonderes und könnte vermeinen, bei ihrer Kunst wär' geheiligt, was bei Andern Schmach und Schande ist. Rede Er mir nichts, gehe Er und thue Er nach meinem Willen. In vierundzwanzig Stunden soll die Sängerin Wien verlassen haben, und die Vorstellung findet heute nicht statt. Man soll den Leuten ihr Geld zurückgeben, und die Kosten trage ich aus meiner kaiserlichen Schatulle. Gehe Er!"

Eine Stunde später hielt die glänzende Equipage der Sängerin Signora Gabrieli vor dem Palais des Fürsten Kaunitz

Die Signora sandte den Lakaien hinauf, dem Fürsten ihren Besuch zu melden; aber sie wartete die Wiederkehr desselben nicht ab, sondern stieg hastig, zum Entsetzen des Portiers und der Lakaien, welche drunten im Vestibül standen, die Treppe hinauf, und keiner von ihnen wagte doch, die Signora zurückzuhalten. Man wußte es sehr wohl, wie hoch in Gunst sie bei dem Fürsten stand. Es war ein lautes Geheimniß für ganz Wien: die Signora Gabrieli sei die Favoritin des durchlauchtigen, allmächtigen Oberhofkanzlers von Oesterreich, und wie hätte die Dienerschaft da wagen dürfen, die Signora zurückzuhalten!

Der Kammerdiener, der in der Antichambre stand,

war eben hineingegangen, um dem Fürſten Kaunitz den Beſuch anzumelden.

Aber ſie wartete ſein Kommen nicht ab, öffnete haſtig die Thür und wies mit einer ſtolzen Handbewegung den Kammerdiener hinaus.

Fürſt Kaunitz ſaß im grünſeidenen, prächtig ausſtaffirten, mit Gold und Silber geſtickten Schlafrock vor ſeinem Schreibtiſch, als die Signora eintrat; er war eben aus dem Puderkabinet herausgetreten, und die wohlfriſirte und gepuderte Perrücke mit den zackigen Locken bedeckte ſchon ſein Haupt.

Langſam wandte er ſich jetzt nach der Signora hin, die mit haſtigen Schritten durch das Gemach zu ihm herankam.

„Nun, was gibt's, Katharina?“ fragte er, ihr zunickend. „Sie ſehen wirklich aus wie eine Granate, die eben aus dem Feuerſchlund herauskommt und im Begriff iſt zu platzen.“

„Und ſo iſt es auch, Durchlaucht“, rief die Signora. „Ich hoffe aber und ich fordere von Ihnen, daß dieſe Granate Unheil ringsumher verbreite.“

„Ei, Katharina, ſo heftig?“ ſagte der Fürſt mit einem leiſen Lächeln, indem er die Beſchäftigung, in welcher er vorher unterbrochen war, wieder aufnahm, das heißt, indem er fortfuhr, mit dem ſeidenen Tuch

die Geräthschaften von Gold und Silber und Elfenbein sauber abzustäuben und dann regelrecht sie eins neben dem andern auf den Schreibtisch hinzulegen.

„Ich wundere mich wahrlich, daß Sie immer noch so heftig und so stürmisch sind! Was gibt's nun wieder, und welch eine Sternschnuppe ist vom Himmel herniedergefallen, um eine Ravage in Ihrem schönen Kopfe anzurichten?"

„Nicht vom Himmel, Fürst, sondern aus der Kaiserburg ist die Sternschnuppe gefallen! Mit einem Wort: Maria Theresia hat den Durazzo seines Amtes entsetzt und verbietet mir, heute Abend in einer Abschiedsvorstellung aufzutreten."

Kaunitz zuckte die Achseln. „Nun, und was weiter?"

„Was weiter, fragen Sie?" rief die Signora. „Kaunitz, ich bitte Sie, nehmen Sie für einen Moment nur diese Maske von Sanftmuth und von Phlegma ab, ich weiß, Sie sind nicht, der Sie scheinen wollen, ich weiß, unter der Maske des Staatsmannes glüht ein Herz. Ich bitte Sie, Kaunitz, wenn Sie für mich ein wenig Freundschaft und, wie Sie mich oft glauben ließen, ein wenig Liebe empfinden, so nehmen Sie jetzt Theil an meiner Wuth! Gestatten Sie dieser Maria Theresia nicht, daß sie mich, die größte Sängerin Europas, beleidigen und in den Stand treten darf! Ich sage

Ihnen; sie will nicht erlauben, daß ich heute Abend von dem Wiener Publikum Abschied nehme! Sie will mir die Huldigungen, welche man mir darbringen würde, nicht gönnen! Die Kaiserin läßt sich herab, ein eifersüchtiges, kleinliches Weib zu sein, und ist neidisch auf die Triumphe, von denen sie vermeint, daß sie der Kaiserin allein gebühren."

Kaunitz schüttelte bedächtig sein Haupt.

„Da thun Sie der Kaiserin Maria Theresia vollkommen Unrecht, Katharina! Nie wird es ihrem hohen Sinn einkommen, nur an die Möglichkeit zu denken, daß man ihr eine Sängerin an die Seite stelle, und daß die Triumphe, welche man der Kunst weiht, ihrer Hoheit und kaiserlichen Frauenwürde irgend Abbruch thun könnten! Nein, Katharina, dies ist nicht der Grund des Zürnens kaiserlicher Majestät! Steigen Sie ein wenig hinab in Ihr Gewissen und fragen Sie sich, welch andern Grund die Kaiserin wohl haben könnte, Ihnen zu zürnen."

„Welch andern Grund?" fragte die Signora, ihr flammendes Auge fest auf das ruhige, gleichmäßige Gesicht des Oberhofkanzlers gerichtet. „Ich verstehe sehr wohl Ihre Frage, Durchlaucht! Die Kaiserin hat durch ihre Spione in Erfahrung gebracht, daß ich heute Nacht beim Grafen Durazzo mit einigen Cavalieren zu einem Feste geladen war."

Kaunitz nickte. „Und daß Sie die Einladung angenommen hatten, ohne mich davon zu benachrichtigen oder um meine Einwilligung zu fragen."

„Um Ihre Einwilligung?" entgegnete die Sängerin. „Beliebt es Ihnen vielleicht, mir zu sagen, welche Verpflichtung ich übernommen, mein Thun und Lassen von Ihrem Willen abhängig zu machen?"

„Es beliebt mir, das zu sagen", erwiderte Kaunitz. „Allerdings haben Sie eine Verpflichtung übernommen, Signora, wenn auch nicht mit Worten. Sie kennen doch unser Uebereinkommen?"

Die Signora nickte. „Ja, unser lächerliches Uebereinkommen! Der Fürst Kaunitz, der in Paris zu meinen leidenschaftlichen Bewunderern gehörte, machte mir bei meiner Ankunft hier ein höchst seltsames Anerbieten. Er ersuchte mich, an jedem Morgen meinen Wagen eine Stunde vor seiner Thür halten zu lassen und zu gestatten, daß an jedem Abend zwei oder drei Stunden seine Equipage vor meiner Thür auf und nieder fahre."

„So lächerlich dies Anerbieten sein mochte", schaltete Kaunitz gleichmüthig ein, „so geruhte die Signora Gabrieli doch, dasselbe anzunehmen und mit demselben die fünfzig Ducaten, die ich ihr für jeden Tag auszahlte."

Digitized by Google

„Und warum hätte ich das Geld zurückweisen ſollen?“ fragte ſie. „War es nicht eine Huldigung, welche der Fürſt Kaunitz, der größte Staatsmann ſeiner Zeit, der Signora Gabrieli darbrachte? Wollte er nicht mit dieſem Halten ſeiner Equipage vor meinem Hauſe und der meinigen vor ſeinem Palais vor ganz Wien ſich das Anſehen geben, als wäre er der Geliebte der Signora Gabrieli? Warum ſollte ich ihm dieſes Vergnügen nicht gönnen? Und warum ſollte ich nicht dafür die fünfzig Ducaten annehmen, ich, die ich doch an jedem Tage das Geld annehme, welches man mir vom Theater gibt?“

„Da bezahlt man indeſſen Ihre Kunſt, und ich bezahlte Ihre Perſon dafür, daß Sie mir Ihren Ruf opferten.“

Die Signora lachte laut auf. „Meinen Ruf? Ich frage Sie, Fürſt Kaunitz, was für einen Ruf hat eine Sängerin hier in Wien und überhaupt in Eurem kalten, proſaiſchen, engherzigen Deutſchland? Eine Sängerin, eine Künſtlerin, und ſei ſie noch ſo ehrenhaft, gilt in den Augen dieſer deutſchen Bären gleich von vornherein und ohne Frage für leichtfertig! Ihr Ruf iſt befleckt von dem Augenblicke an, daß ſie die Bretter betreten und ſich der Kunſt geweiht hat, dieſer großen keuſchen Kunſt, welche doch die Herzen läutert und die

Seelen mit dem Feuer ihrer himmlischen Begeisterung stählt gegen jede Anfechtung! Aber das wissen diese deutschen Bären nicht, und geschmäht und in den Staub gezogen wird hier die Kunst und ihre Priester und Priesterinnen. Ich habe Ihnen also nichts von meinem Rufe geopfert, ich habe Ihnen nur das Vergnügen gegönnt, sich von allen Cavalieren des Hofes beneidet zu sehen und vor dieser leichtfertigen und leichtgläubigen Menge als mein Geliebter zu gelten."

„Sie drücken sich falsch aus, Signora! Es wird Niemand sich unterstehen, mich so zu nennen! Man wird sagen: die Signora Gabrieli war eine Caprice des Fürsten Kaunitz, er zerstreute sich bei ihr ein wenig von seinen Staatsgeschäften. Das wird man sagen, Signora, nichts Anderes!"

„Streiten wir nicht um die Ausdrücke", sagte die Signora heftig, „nicht deshalb bin ich hierher gekommen! Ich wiederhole es Ihnen, Kaunitz, ich bin beleidigt und gekränkt, und Sie sind es mit mir."

„Da haben Sie Recht", bestätigte der Fürst. „Es ist ein wenig rücksichtslos von der Kaiserin gehandelt, denn sie, welche Alles weiß und erfährt, weiß sicherlich auch von der großen Gunst, welche ich Ihnen zugewendet habe, Signora. Ich habe sogar selber mit ziemlich lebhaften Worten Ihre Kunst gepriesen, und wenn

Fürſt Kaunitz lebhaft ſpricht, ſo iſt das in den Augen der Kaiſerin ſo viel, als wenn ein Anderer von Entzücken überfließt! Die Kaiſerin hätte allerdings nicht ſo handeln ſollen, da ſie wiſſen mußte, wie nahe ich Sie mir geſtellt habe! Und darin haben Sie auch Recht, Signora, ich darf eine ſolche Behandlung für Sie und für mich nicht dulden. Sagen Sie mir nun, wer hat Ihnen die Botſchaft von der Kaiſerin gebracht?"

„Durazzo hat ſie mir gebracht! Durazzo, den die Kaiſerin ſeines Amtes entſetzte, und der es nur ſo lange noch verwaltet, bis ſie ihm heute oder morgen den Nachfolger ernennt."

„Die Kaiſerin iſt alſo ſehr erzürnt", ſagte Kaunitz nachdenklich. „Ich geſtehe Ihnen, Katharina, ein wenig Recht hatte ſie wohl dazu! Man darf nicht denken, daß, weil man eine ausgezeichnete Künſtlerin iſt, man auch das Recht habe, allen Geſetzen, aller Sitte Hohn zu bieten! Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, daß Sie beim Grafen Durazzo ein tolles, übermüthiges Feſt gefeiert. Sie haben das mit ſich ſelber abzumachen, obwohl Sie vielleicht, wie ich vorhin bemerkte, auch mir ein wenig Rückſicht ſchuldig waren. Sie ſind aber noch viel weiter gegangen! Sie haben auf offener Straße mitten in der Nacht, gleichſam zur Verhöhnung der Geſetze, welche die Kaiſerin ſelber gegeben, zur

Digitized by Google

Verhöhnung der öffentlichen Sitte gesungen, als wären Sie im Theater und als wäre ganz Wien eine öffentliche Bühne! Dergleichen verzeiht die Kaiserin nicht."

„Und es war doch ein so unschuldiges Vergnügen", sagte Katharina lachend. „Ich sang zu dem Monde hinauf, und Niemand hörte und sah's als er und meine Begleiter."

„Sie sehen, daß es doch noch Andere hörten", sagte Kaunitz ruhig. „Die Kaiserin hat sogleich davon Kunde erhalten, und ich wußte es auch schon lange, bevor Sie hier eintraten."

„Und Sie waren nicht außer sich und Sie fühlten nicht die Beleidigung, welche man mir, Ihrer Freundin, anthat? Ich hoffe doch, Fürst, Sie wollen mich als Ihre Freundin betrachten, mich, der Sie Ihre Achtung nicht versagen können, und hoffe auch, daß Sie mich vertheidigen wollen gegen fremde Gewalt und auch gegen die Kaiserin. Sie haben die Macht dazu, Fürst, nun frage ich Sie, haben Sie auch den Willen?"

„Ja", sagte Kaunitz ruhig, „ich habe, wie Sie richtig sagen, die Macht dazu und ich habe auch den Willen, diejenigen, welche ich mir nahe gestellt, zu vertheidigen gegen kaiserlichen Zorn! Wenn die Kaiserin einmal entschieden hat, daß Sie heute Abend nicht

Digitized by Google

ſingen, ſo wird es kein Mittel geben, dieſe Entſcheidung rückgängig zu machen. Ich verſpreche Ihnen aber eins, Katharina: ich verſpreche Ihnen Satisfaction."

„Sie verſprechen mir das, Kaunitz?"

Er hob langſam die ſchmale, weiße Hand auf und legte ſeine Fingerſpitzen in die Hand der Künſtlerin. „Ich gebe Ihnen die Hand darauf, Signora. Sie ſollen Satisfaction haben der Kaiſerin gegenüber. Der Fürſt Kaunitz läßt diejenigen nicht beleidigen, die ihm nahe ſtehen, läßt ſie nicht beleidigen, und wäre die Angreiferin auch eine Kaiſerin! Der Fürſt Kaunitz iſt mächtiger und größer als alle Kaiſerinnen der Welt, und Maria Thereſia weiß ſehr wohl, daß ſie rathlos und machtlos iſt, wenn ſie ihre rechte Hand, das heißt, den Kaunitz verliert!"

Drittes Kapitel.

Die Kaiserin und ihr Oberhofkanzler.

Der Zorn der Kaiserin hatte sich immer noch nicht beruhigt. Nachdem Graf Durazzo sie verlassen, war die Oberhofmeisterin Gräfin Fuchs gekommen und hatte den Bericht des Beichtvaters nicht allein bestätigt, sondern auch noch eine ausführlichere, pikantere Darstellung des nächtlichen Vorgangs gegeben.

Die Gräfin Fuchs verabscheute die Signora Gabrieli, deren begeisterter Anbeter ihr eigener Sohn war, und überdies hoffte sie, gleich dem Beichtvater Porhamer in der Signora ein Mittel gefunden zu haben, um den verhaßten Feind, den Mann, welcher die unerhörte Verbindung mit Frankreich zu Stande gebracht hatte, den Fürsten Kaunitz zu stürzen oder wenigstens seine Macht zu brechen.

Die Kaiſerin, das wußte die Oberhofmeiſterin ſo gut wie der Beichtvater, die Kaiſerin, welche ſonſt ſo feſt auf ihre Alleinherrſchaft und ihre Willensherrlichkeit hielt und ſo ſtreng war gegen alle Welt, war nur gegen einen nachſichtig und zuvorkommend, gegen ihren Oberhofkanzler! Für ihn hatte ſie ſtets eine Entſchuldigung, auf ihn allein nahm ſie Rückſicht! Denn Maria Thereſia's geſunder Sinn und klarer Verſtand und ihr ehrliches Gemüth ſagten ſich, daß Kaunitz der einzige Mann ſei, welcher im Stande wäre, Oeſterreich aus den verworrenen Zuſtänden mit ſicherer Hand hinauszuführen auf neue Bahnen.

Dieſer Einſicht dankte der Oberhofkanzler es, daß die Kaiſerin ihn jüngſt zum Fürſten erhoben und daß ſie gegen ſeine Schwächen und ſeine Eigenthümlichkeiten ſtets die mildeſte Nachſicht und Schonung übte, daß ſie ſogar, ihrer eigenen frommen Sinnesart zum Trotz, die freigeiſtige Geſinnung des Fürſten und ſeine offen an den Tag gelegte Abſicht duldete, die Prieſterherrſchaft zu brechen, um das Staatsruder allein in Händen zu haben.

Maria Thereſia hatte den langen und ausführlichen Bericht der Gräfin Fuchs von den Begegniſſen dieſer Nacht mit immer neu aufwallender Empörung entgegengenommen, und jetzt, als die Oberhofmeiſterin zu Ende war, nickte ſie ihr lebhaft zu.

Digitized by Google

„Sie hat Recht, Fuchsin, es ist eine Schand' für das ganze Frauengeschlecht, daß solche Personnagen existiren! Und ich halte es für meine heiligste Pflicht, dergleichen nit zu dulden, sondern meinem Volk zu zeigen, daß ihre Kaiserin keine Freud' findet an dergleichen Unsittlichkeit! Weiß wohl, es gehört zur neuen Mod', daß man sich hinwegsetzt über jegliche Moral und Sitte! Aber solange ich leb' und solange ich noch en vigueur bin, soll mir die Leichtfertigkeit am Hofe nicht einreißen, und ich will den lasterhaften Weibern ein Schrecken, den tugendhaften ein Halt und Beistand sein! Die Signora Gabrieli wird uns kein Aergerniß mehr geben, der Durazzo hat Befehl, sie sofort aus Wien zu entfernen, und sie darf heute Abend nit mehr singen."

„Aber, Majestät", rief die Gräfin, welcher dieser Befehl schon bekannt war, „was wird der Fürst Kaunitz dazu sagen, wenn Sie die Signora Gabrieli mit Schimpf und Schande von dannen jagen?"

Die Kaiserin zuckte die Achseln. „Weiß Sie auch schon das Märchen? Der Kaiser hat's mir auch schon gesagt: Fürst Kaunitz hätt' eine Liebschaft mit der Signora! Aber ich glaubs nit; der Fürst ist nit der Mann, welcher Liebschaften unterhält. Und wenn er sich auch den Anschein gibt, weil er vermeint, es sei für einen

modernen französischen Cavalier, den er gar zu gern herausbeißen möchte, nöthig, die legèren Formen des lasterhaften Hofes von Frankreich anzunehmen, so ist's halt eben nur Form, und im Grund seines Herzens ist der Fürst ein ganz moralischer Mann! Ich kenne die Männer, glaub' Sie mir, Fuchsin, ich hab' bei meinem Kaiser Gelegenheit, dergleichen Studien zu machen! Er liebt die Frauen, Sie weiß es, und Gott sei's geklagt, die Frauen finden ihn alle halt so schön, wie ich ihn finde, meinen lieben Kaiser! Ach, 's ist ein rechtes Unglück, Fuchsin, wenn ein Mann nichts zu thun hat, und daher kommt's denn, daß er auf Abwege geräth und Zerstreuung sucht bei den leichtfertigen schönen Frauen! Ja, ein rechtes Unglück, wenn ein Mann nichts zu thun hat! Aber", fuhr sie fort, „sieht Sie, Fuchsin, der Kaunitz hat sehr viel zu thun, und er ist ein unermüdlicher Arbeiter, ist Tag und Nacht thätig für das Wohl Oesterreichs nnd hat daher nit Zeit zu dergleichen! Wenn Kaunitz der Gabrieli den Hof macht, geschieht's zur Zerstreuung, und das können wir ihm schon gönnen!"

„Aber, Majestät", bemerkte die Fuchsin mit niedergeschlagenen Augen und sanftem Ton, „mir scheint doch, daß der Fürst ein wenig zu weit geht in seiner Lust an Zerstreuung und in seiner Verhöhnung der

Sitte und Moral! Und wenn das auch ſo Stil ſein mag an dem Hof, wo die laſterhafte Marquiſe von Pompadour regiert ſo —"

„Fuchſin, ich bitt', ſag' Sie mir nichts über die Marquiſe Pompadour!" unterbrach ſie die Kaiſerin. „Sie weiß ſehr gut, daß ich um der Politik willen mein Widerſtreben unterdrückt und ihr einen zärtlichen, freundſchaftlichen Brief geſchrieben und ſie ma chère cousine und ma soeur zu nennen gewürdigt habe. Und darum bitt' ich Sie, eine Perſon, die ich ſo hoch geſtellt habe, nicht vor meinen eigenen Ohren herabzuziehen! Sag' Sie alſo ohne weitern Umſchweif, was hat der Fürſt Kaunitz gethan, das Sie zu arg findet?"

„Majeſtät, ohne allen Umſchweif: ich nenne es eine Verhöhnung aller Sitte und alles Anſtandes, daß der Fürſt Kaunitz mit ſeiner Favoritin ſo offen am Tage in einem Wagen fährt und ſich im Theater an ihrer Seite zeigt!"

„Das iſt ſeine Sach'", rief die Kaiſerin ſchnell, „das geht uns nichts an! Mag er's verantworten vor ſich und ſeinem Gewiſſen, wenn er's kann. Uns kümmert's nicht!"

„Aber", fuhr die Gräfin unerſchütterlich fort, „es ſcheint mir doch, als wäre es gegen den Reſpekt, welchen

der Oberhofkanzler der Frau Kaiserin schuldet, wenn er sogar hier in die Burg einfährt mit der Sängerin und sie unten im Wagen warten läßt, während er hinaufgeht zur Conferenz mit der Kaiserin."

„Das ist nit war, das thut der Kaunitz nit! Sie hat sich etwas vorlügen lassen, Fuchsin! Von wem hat Sie die Neuigkeit?"

„Gnädigste Majestät, Hochehrwürden Pater Porhamer behauptet, vor einigen Tagen, da der Fürst bei Eurer Majestät war, sie selbst in dessen Wagen gesehen zu haben. Sie lachte und nickte ihm zu, und da der Pater von Entsetzen ergriffen stehen blieb, fragte die Signora: „Ehrwürdige Gnaden meinen vielleicht, es sei der Teufel in Person, den Sie hier schauen? Beliebt es Ihnen vielleicht, eine Beschwörung versuchen zu wollen?" "

„Abscheulich!" rief die Kaiserin. „Und dennoch kann ich's nit glauben, kann zum mindesten nit glauben, daß der Fürst es gewußt hat. Diese Person ist frech, sicherlich hat sie den Wagen halten sehen, als sie vorüberkam, und ist hineingestiegen, um den Fürsten zu überraschen! So wird's sein, Fuchsin, und es kann halt nit anders sein! Es ist unmöglich, daß der Fürst seine eigene Kaiserin so verunglimpfte und solche Schand' ihr anthät'!"

„Majeſtät, ich wage doch zu behaupten, daß er's thut, und ich bitte unterthänigſt mir zu erlauben, daß ich das nächſte Mal, wenn's wieder geſchieht, der Frau Kaiſerin dürft' davon Nachricht geben, ſelbſt wenn der Fürſt noch da wär'!"

„Thu' Sie das", ſagte Maria Thereſia. „Ich werde dem Fürſten dann gehörig meine Meinung ſagen. Er kommt heute noch zur Conferenz, denn es ſind wichtige Depeſchen gekommen und —"

„Seine Durchlaucht der Fürſt von Kaunitz!" meldete der eintretende Kammerlakai.

„Gehe Sie, Fuchſin", ſagte die Kaiſerin raſch. „Aber ſchließe Sie erſt das Fenſter, Sie weiß wohl, der Fürſt kann keinen Zug vertragen. Schließ' Sie ſchnell das Fenſter und dann geh' Sie!"

„Majeſtät!" flüſterte die Gräfin, „wenn aber heute die Signora wieder im Wagen ſitzt, ſoll ich mir dann erlauben, hereinzukommen?"

„Ja, ja", ſagte die Kaiſerin, „geh' Sie nur." Und haſtig ſchritt ſie dem Fürſten entgegen, welcher, trotz der warmen Frühlingsluft tief in einen Pelz gehüllt, in das Zimmer trat.

„Nun, Durchlaucht", rief die Kaiſerin, „Er ſchaut ja aus, als käm' er von Sibirien her. Meint wohl, die Frühlingsluft da draußen ziehe nicht in die Burg

ein, und Er müßt' mit Seinem warmen Pelz sich in unserer kalten Atmosphäre wärmen?"

„Vergebung, Majestät", sagte Kaunitz ruhig, „ich weiß ja, daß das heiße Blut und der Feuergeist meiner Kaiserin sie stets so warm durchglühen, daß sie die Fenster immer offen hat. Aber ich bin leider genöthigt, mich vor jeder Zugluft zu wahren. Ich bitte daher um Vergebung, wenn ich die kalte Außenluft, welche noch hier im Gemach ist, von mir abzuhalten suche durch meinen Pelz."

Die Kaiserin nickte. „Thu' Er's immerhin, es gehört ja auch zu der neuen Zeit, von der Er mir so oft erzählt und welcher auch der Erzherzog Joseph, unser Herr Sohn, so sehr huldigt. Es gehört zur neuen Zeit, alle Etikette und alles Ceremoniel mehr und mehr zu beseitigen, und wir wissen, Er gehört in diesem Punkt recht sehr zur neuen Zeit und hat nicht blos die französische Politik, sondern leider auch die französischen Manieren ein wenig in unsere Hofburg eingeführt."

„Eure Majestät vergeben, wenn ich über diese Dinge meine völlige Unkenntniß erklären muß", sagte Kaunitz ruhig. „Ich bin nicht Oberceremonienmeister kaiserlicher Majestät und habe daher um das Ceremoniel und die Etikette mich nicht zu kümmern. Ich suche nur, meiner Eigenheit gemäß, mich selber, soviel es

sich mit meinem Gewissen verträgt, vor der Last der Etikette zu behüten, und da Eure Majestät die Gnade gehabt haben, Ihrem Oberhofkanzler zu erlauben, daß er sich an die Gesetze und Beschränkungen des Oberceremonienmeisters nicht zu kehren hat, sondern seinem eigensten Wesen gemäß erscheinen darf, so weiß ich, daß ich für mich und für meinen warmen Pelz nicht um Entschuldigung zu bitten brauche."

Die Kaiserin erwiderte nichts, sondern ließ sich in ihrem Fauteuil nieder und winkte mit einer Handbewegung nach dem Stuhl, welcher ihr gegenüber stand. Kaunitz ließ sich langsam und gemächlich in demselben nieder und zog aus seiner Brusttasche ein Papier hervor.

„Ich habe Eure Majestät zu so ungewohnter Stunde um eine Unterredung gebeten", sagte er, „weil ich wichtige Mittheilungen zu machen habe. Was wir lange erstrebt und gewünscht, ist nun erfüllt: der Friede zwischen Oesterreich, Preußen und Sachsen ist abgeschlossen, und am fünfzehnten Februar haben Eurer kaiserlichen Majestät Gesandter, Hofrath von Colmbach, sowie der preußische Legationsrath von Herzberg und der sächsische Baron von Fritsch auf dem Schlosse Hubertusburg unsern von Dresden nach monatelangen Verhandlungen endlich das Friedensdocument unter-

zeichnet. Es fehlt ihm nur noch die Unterschrift der Souveräne. Zuerst die Unterschrift der Kaiserin-Königin Maria Theresia. Hier sind die Papiere zu Eurer Majestät Durchsicht und Anerkennung!"

„Nicht nöthig, Kaunitz", nickte die Kaiserin mit verdüsterter Miene. „Was soll's mir nützen, die Papiere durchzusehen, die mir doch nur sagen, daß unsere Hoffnungen getäuscht sind und daß das Ziel, um welches ich sieben Jahre Krieg geführt habe, doch nicht erreicht ist! Mein Schlesien ist und bleibt mir verloren, und der böse Mann, der mir's genommen, lacht triumphirend, daß er gesiegt hat!"

„Aber, Majestät", sagte Kaunitz ruhig, „er gibt zurück, was er in diesem letzten Kriege gewonnen! Er behält nur das, was er schon früher in den beiden ersten schlesischen Kriegen erobert!"

„Und gerade um diese Eroberungen zurückzuerhalten, begannen wir den dritten schlesischen Krieg!" rief die Kaiserin lebhaft. „Wenn wir ihm hätten lassen wollen, was er uns genommen, so bedurft's freilich des vielen Blutvergießens und der langen Kämpfe nicht! Ach, Kaunitz, mit all dem vergossenen Blut ist die Vergangenheit nicht ausgelöscht, ist mir nicht wiedergekauft, was ich verloren hab'! Schier blutige Thränen möcht' ich weinen und mit diesen Thränen das böse Schrift-

stück unterzeichnen, welches nun meinen Feind und Gegner unwiderruflich zum Herrn meines geliebten Schlesiens macht!“

„Und doch, Majestät“, sagte Kaunitz, „ist Vieles gewonnen und Vieles haben wir erreicht! Durch diesen Krieg ist eine neue Gestalt der Dinge gewonnen, zu einem neuen politischen Staat ist Oesterreich emporgewachsen. Wir haben Allianzen geschlossen. Die Kaiserin von Rußland ist in das Bündniß mit Oesterreich eingegangen, und machtlos steht nach diesem Friedensschluß der König Friedrich II. da, allein verbündet mit den Seemächten, auf deren Beistand wenig zu rechnen ist! Von diesem Gesichtspunkt angesehen, geht Oesterreich neu verjüngt, größer und mächtiger, als es vor sieben Jahren bei Beginn des Kriegs gewesen, aus demselben hervor. Es ist wahr, die schlesischen Provinzen, welche der König von Preußen in den ersten beiden Kriegen erobert, die bleiben ihm, aber auch nicht mehr. Er gibt laut Artikel dreizehn des Vertrags alle Ansprüche auf die später in diesem Kriege erworbenen Besitzungen auf!“

„Und wir gleicherweise, wie mich dünkt in Ihrem Entwurfe gelesen zu haben, wir geben auch Alles zurück, was wir in diesem Kriege erobert haben! Wir geben ihm die ganze Grafschaft Glatz, nicht wahr?“

Digitized by Google

„Ja, Majestät, es ist so! Doch wir geben damit nur, was wir nicht hatten, was dem Könige schon gehörte!“

„Und was enthält der Friedensvertrag noch weiter?“ fragte die Kaiserin ungeduldig.

„Weiter noch enthält er einen Artikel, in welchem die Kaiserin-Königin dem König von Preußen alle seine Staaten verbürgt, und ferner auch einen Artikel, in welchem der König der Kaiserin-Königin alle ihre Staaten verbürgt!“

„Er mir?“ rief die Kaiserin, rasch von ihrem Sitz emporfahrend. „Ist es dahin gekommen, daß der König von Preußen, der einstige Vasall der Kaiser von Deutschland, sich mir an die Seite stellen darf als gleichberechtigt? Er hat Recht, Kaunitz, die neue Zeit ist da! Aber recht als ein Schrecken stellt sie sich mir dar und mir graut vor ihr!“

„Doch“, sagte Kaunitz ruhig, „manches Gute bringt auch die neue Zeit! Eins haben wir doch mit diesem Vertrag durchgesetzt, und es ist der Hauptparagraph in den geheimen Artikeln, die wir mit Preußen abgeschlossen: der König von Preußen sichert und verspricht seine Stimme dem Erzherzog Joseph bei der Wahl zum König von Rom! Es wird voraussichtlich diese Wahl schon im Frühling nächsten Jahres stattfinden, und die Wahl des Erzherzogs zum König von

Rom ist durch die Stimme des Königs von Preußen gesichert!"

Das Gesicht der Kaiserin leuchtete auf. „Ah, Kaunitz", sagte sie, „ich danke Ihm! Das ist die erste gute Nachricht, die Er mir heute bringt! Das ist Balsam für meine Wunden! Mein Sohn wird König von Rom, das heißt, er wird einst Kaiser von Deutschland sein! Einst! Möge es noch lange hin sein, möge lange noch Kaiser Franz in Glück und Frieden regieren!"

„Und ich", sprach Kaunitz mit flammenden Augen, „ich sage: möge die Kaiserin Maria Theresia lange noch in Glück und Frieden regieren und möge sie noch einer großen und glänzenden Zukunft entgegengehen. Der Kaiser von Deutschland hat wenig zu regieren, denn verrottet ist die deutsche Kaiserherrlichkeit und zu Regensburg und zu Frankfurt liegt sie unter Acten und Moderstaub vergangener Jahrhunderte begraben. Aber hier in der Kaiserburg zu Wien blüht die Herrlichkeit des österreichischen Kaiserhauses durch Maria Theresia von neuem auf, und eine große Zukunft geht hervor aus diesen Tagen des Blutes und Kriegs für ganz Oesterreich, für den ganzen Kaiserstaat und auch, so Gott will, für das Kaiserhaus! Der Friede ist gesichert, Majestät, und wir dürfen nun daran denken, für die

Erzherzoginnen würdige Throne, glänzende Allianzen und mächtige Kronen zu ſuchen!“

„Ah“, lächelte die Kaiſerin, „Er ſpricht da von Kronen und Allianzen und meint damit Vermählungen, Kaunitz! Ja, ja! Selten geſchieht es den Prinzeſſinnen ſo gut wie mir, daß ſie den Mann, dem ſie ſich vermählen müſſen, auch lieben können! Ich bitt' Ihn, Kaunitz, ſuche Er's zu machen, daß es ſtattliche Herren und Fürſten ſind, welche die Kronen und Allianzen für meine Erzherzoginnen ſein ſollen! Möcht's meinen Töchtern gönnen, daß ſie nicht nur Kronen tragen, ſondern auch glücklich in ihren Ehen werden. Und — nun, Fuchſin, was will Sie?“ unterbrach ſie ſich auf einmal lebhaft, indem ſie ſich der Oberhofmeiſterin zuwandte, welche durch die kleine Seitenthür hereingeſchlüpft war.

„Halten zu Gnaden, Majeſtät, ich komme in Ihrem Auftrag und Befehl und ich bitte um ein einzig Wort!“

Die Kaiſerin erhob ſich und trat zu ihr heran. „Nun, was gibt's, Fuchſin?“

„Majeſtät“, flüſterte die Gräfin, „es iſt, wie ich die Ehre hatte, Eurer Majeſtät zu melden! Drunten im Wagen des Fürſten ſitzt die Signora Gabrieli und erwartet die Rückkehr Seiner Durchlaucht!“

„Unmöglich!“ rief die Kaiserin erglühend.

„Unmöglich vielleicht, Majestät, aber wahr“, erwiderte die Oberhofmeisterin, indem sie sich tief verneigte und dann auf einen Wink der Kaiserin wieder hinausging.

Viertes Kapitel.

Die Revanche.

Die Gräfin Fuchs hatte sich kaum entfernt, als Maria Thereſia mit heftigen Schritten und gerötheten Wangen zu Kaunitz herantrat.

„Herr Fürſt", fragte ſie faſt athemlos vor innerſter Erregung, „Herr Fürſt, wer iſt unten in Seinem Wagen?"

Kaunitz ſchaute ganz verwundert zu ihr auf.

„Niemand, Majeſtät, den ich beabſichtigte, der Kaiſerin-Königin vorzuſtellen und zu präſentiren! Es kann daher Ihrer Majeſtät ganz gleichgültig ſein, wem ich einen Sitz in meinem Wagen geſtatte, denn dies iſt lediglich meine Privatangelegenheit."

„Er will es mir nicht ſagen", rief die Kaiſerin heftig. „Nun, Herr Fürſt, ſo will Ich es Ihm ſagen:

es ist die Signora Gabrieli, welche sich unten in Seinem Wagen befindet und —"

„Majestät", unterbrach sie Kaunitz mit etwas lauterer Stimme, „ich bin zu einer politischen Conferenz mit der Frau Kaiserin gekommen, und mich dünkt, unsere Geschäfte sind noch nicht beendet. Ich habe als Oberhofkanzler und Minister meiner erhabenen Gebieterin, der Kaiserin-Königin, Bericht erstattet über das, was sich in Hubertusburg begeben! Ich habe Ihrer Majestät die Papiere vorgelegt und um Ihre Unterschrift gebeten! Dieselbe ist noch nicht gegeben: ich bitte Eure Majestät daher, zu unterzeichnen."

Er hob die Feder von dem Tintenfaß auf, tauchte sie ein und überreichte sie der Kaiserin. „Ich bitte Majestät um Ihre Unterschrift."

Die Kaiserin, ein wenig verwirrt und beschämt fast, nahm die Feder, beugte sich über das Papier und setzte hastig ihren Namen unter dasselbe.

„Frau Kaiserin", sagte Kaunitz feierlich, „dies ist in der Geschichte der Politik, in der Geschichte Deutschlands und Ihres Landes ein wichtiger und folgenreicher Moment, und wir können uns sagen und berühmen, daß wir da etwas Großes zu Stande gebracht haben! Eine neue Ordnung der Dinge beginnt, und auf neue Bahnen wird jetzt derjenige, welchen

Eure Majestät bis dato mit Ihrem Vertrauen beehrten, das Staatsschiff Oesterreichs dahinzuführen haben! Ich werde all meine Kraft, meinen Fleiß und meine Thätigkeit darauf verwenden, daß Oesterreich aus dem blutigen Felde dieses Kriegs zu neuer Glorie emporsteige, und ich meine, daß, wenn Kaunitz dies verspricht, er auch Wort halten wird."

„Ja", sagte die Kaiserin hastig, „Oesterreich kann sich Glück wünschen, neben mir einen Kaunitz an dem Staatsruder zu sehen."

„Und ich, Majestät, ich wünsche mir Glück dazu, über mir eine Kaiserin zu haben, welche in hohem und mächtigem Geiste und in edlem Sinne das Rechte erkennt und dem höchsten und herrlichsten Ziele, der Erhebung und der Größe Oesterreichs nachstrebt. Was ich bisher erreicht und geschaffen, das hätte ich nimmer erlangen können, wenn der weitschauende und scharfe Blick meiner Kaiserin nicht durch die Wolken die aufgehende Sonne erkannt hätte, und ich danke dafür meiner Kaiserin! Aber ich hoffe, daß auch ich des Dankes der Kaiserin würdig bin."

„Ja", sagte Maria Theresia lebhaft, „ja, ich danke Ihm von Herzen, und Er weiß es sehr wohl, wie hoch ich Ihn schätze! Ich habe es Ihm bewiesen, indem ich Ihm alle äußern Ehrenzeichen, die man den

größten und höchsten Männern nur darbringen kann, verlieh. Ich habe Ihn aus Dankbarkeit zum Fürsten ernannt, Er trägt die hohen Orden meines Hauses, und Er mag daraus ersehen, Kaunitz, daß ich mit Ihm sehr wohl zufrieden bin und Ihm als Staatsmann vertraue! Aber ich gestehe Ihm doch, Kaunitz, daß es einen Punkt gibt, in welchem ich nicht mit Ihm zufrieden sein kann. Er ist ein großer Staatsmann, aber ich wünschte auch, daß Er ein wenig mehr auf Sitte und Anstand hielte in Seinem Privatleben."

„Frau Kaiserin", sagte Kaunitz gelassen, „mein Privatleben kümmert mich ganz allein, und ich erlaube es auf Erden und im Himmel Niemand, sich über dasselbe zum Richter aufzuwerfen."

„Aber es gibt halt Gesetze", rief die Kaiserin, aufs neue erregt von der Ruhe ihres Ministers, „es gibt Gesetze, denen Niemand zu trotzen wagen darf! Es ziemt sich nicht, Kaunitz, daß Er in mein Schloß einfährt und sich drunten im Wagen von einer Person erwarten läßt, deren Gesellschaft nicht ziemend ist für meinen Oberhofkanzler. Es sitzt in Seinem Wagen die Signora Gabrieli! Alle Welt kann sie sehen, und sie will, daß man sie sieht. Sie schaut aus dem Fenster heraus und schäkert und lacht mit den Vor-

übergehenden. Das ist empörend, Kaunitz, das ziemt sich nicht, und ich befehle Ihm —"

„Was?" fragte Kaunitz, sein ruhiges steinernes Angesicht ein wenig näher zu der Kaiserin hinwendend. „Was befehlen Eure Majestät Ihrem Oberhofkanzler und Staatsminister, Fürsten von Kaunitz? Was für Geschäfte sind es, die Majestät mir aufzutragen geruhen wollen?"

„Keine Geschäfte jetzt, wir sind zu Ende damit", sagte die Kaiserin. „Ich spreche zu Ihm von der Signora Gabrieli und ich beschwere mich darüber, daß Er dieselbe in Seinem Wagen duldet, da Er sicherlich doch schon weiß, daß ich sie aus meinem Dienst entlassen habe und daß sie heute Abend nicht singen wird."

„Ich glaube davon gehört zu haben! Indeß ist das eine Sache, die mich nichts angeht, sondern nur Ihren Intendanten, den Grafen Durazzo."

„Er ist nicht mehr mein Intendant", rief die Kaiserin rasch.

„Dann also betrifft dies seinen Nachfolger", sagte Kaunitz ruhig. „Ich habe zu meinem Glück nichts mit dem Theater zu thun! Eure Majestät haben die Signora Gabrieli entlassen, das ist allein die Angelegenheit Eurer Majestät! Ich aber, ich entlasse meine

Digitized by Google

Freunde nicht! Auch dann nicht, wenn sie in Ungnade gefallen sind; es kann Niemand von Kaunitz sagen, daß seine Neigung oder Abneigung sich nach dem Winde richtet, der aus der Hofburg weht. Haben mir Eure Majestät noch sonst Befehle zu ertheilen?"

„Nein, Kaunitz, nein", sagte die Kaiserin grollend. „Wir sind zu Ende, gehe Er."

Kaunitz raffte gelassen seine Papiere zusammen, rollte sie auf und neigte sich ein wenig tiefer, wie er sonst gewöhnlich that, vor der Kaiserin. Dann wandte er sich langsam um und schritt der Thür zu.

Neben derselben aber blieb er stehen und schaute zurück nach der Kaiserin, die, ein wenig verwirrt und betroffen, ihm nachblickte und es wohl empfand, daß sie in ihrem Frauenzorn zu weit gegangen sei.

„Majestät, darf ich mir noch eine Frage erlauben und eine Bitte an Sie richten?" fragte Kaunitz.

„Spreche Er, Herr Fürst", sagte die Kaiserin mit gütiger Stimme. „Er weiß, daß mein Ohr Seinen Worten immer offen ist, und Er weiß auch, daß ich mich freuen werd', Ihm eine Bitte zu erfüllen, denn es ist halt selten, daß der Kaunitz etwas zu bitten kommt."

„Eure Majestät versprachen mir, sobald der Frieden definitiv abgeschlossen sei, mir die Gnade eines

Beſuchs auf meinem Schloſſe Auſterlitz zu gönnen, Eure Majeſtät waren ſo gütig, mir zu verheißen, daß Sie mit Ihrem Hofe, dem Gemahl, den Erzherzogen und Erzherzoginnen eine Einladung von mir annehmen würden! Ich unterfange mich nun, Eure Majeſtät zu fragen, ob Sie die Gnade haben wollen, mir den verſprochenen Beſuch auf meinem Schloſſe Auſterlitz jetzt zu gewähren?"

„Nun, Herr Fürſt", ſagte die Kaiſerin lächelnd, „das iſt eine Bitte, die faſt wie eine Gunſt ausſieht! Denn man weiß ſehr wohl, der Herr Fürſt liebt nicht allzu ſehr, ſich mit Geſellſchaften zu incommodiren! Ich verſpreche es gern und von Herzen, für mich, den Kaiſer und meine Familie! Wir ſind bereit, Ihn auf Seinem Schloſſe Auſterlitz zu beſuchen."

„Darf ich den Tag beſtimmen? Wollen mir Majeſtät dieſe Gnade gewähren?"

„Sicherlich! Wir ſind frei, und die Frühlingsſonne ſcheint ſo warm, daß es eine Freud' ſein wird, ſchon jetzt zu reiſen. Wir ſind jeden Tag bereit."

„So bitte ich Eure Majeſtät um die Gnade, daß Sie morgen mit Seiner Majeſtät dem Kaiſer und ſo vielen von den Erzherzogen und von den Erzherzoginnen, als nur mögen, mir die Ehre erzeigen, nebſt Hofſtaat nach meinem Schloſſe Auſterlitz abreiſen zu wollen!"

„Morgen ſchon?“ lächelte die Kaiſerin. „Er hat's ſehr eilig! Doch der Frühling hat's auch eilig, und Er hat uns ja erzählt, daß in Seinem Parke ſo wundervolle Bäume ſtehen. Alſo, es ſei, wir reiſen morgen nach Auſterlitz.“

Kaunitz verneigte ſich tief und ging dann langſam hinaus, ſchritt durch die Vorgemächer, in welchen die adlige Arcierengarde ſtand und vor dem Fürſten ſalutirte, hinunter über die breite Steintreppe auf den innern Hof, wo ſeine Equipage ihn erwartete.

Signora Gabrieli öffnete mit ihrer kleinen Hand von innen ſelber den Schlag und nickte ihm zu.

Kaunitz ließ ſich an ihrer Seite nieder, dann, während der Wagen aus dem Hofthor fuhr und weiter dahinrollte, neigte er ſich zu ihr hin.

„Katharina, Sie ſollen ſehen, daß Kaunitz nie verſpricht, was er nicht zu erfüllen gedenkt. Ich habe Ihnen Satisfaction verſprochen von der Kaiſerin, und Sie werden ſie haben. In vierundzwanzig Stunden, lautet der Befehl, nicht wahr, ſollen Sie Wien verlaſſen?“

„Ja, in vierundzwanzig Stunden“, erwiderte die Gabrieli zornig.

Kaunitz nickte. „Sie werden morgen alſo um dieſe Stunde Wien verlaſſen! Das heißt, ich lade Sie ein, mit mir nach meinem Schloſſe Auſterlitz zu fahren!“

Fünftes Kapitel.

Das Fest in Austerlitz.

Am andern Morgen hielt vor dem Palais des Fürsten Kaunitz eine große Reiseequipage. Trotz der etwas kalten, schneidenden Frühlingsluft war der Wagen zurückgeschlagen, sodaß Jedermann diejenigen sehen konnte, welche auf den Sitzen ihre Plätze einnehmen würden.

Es hatten sich bereits viele Menschen versammelt, welche neugierig die glänzende Equipage betrachteten und abwarteten, ob der Fürst selber darin Platz nehmen würde.

Die Wiener waren stets sehr neugierig, den Fürsten, den mächtigen Oberhofkanzler Kaunitz zu sehen, den Mann, von dem es bekannt war, daß selbst die Kaiserin Maria Theresia sich vor ihm beugte und daß

ſein Wille mehr Bedeutung und Gewicht hatte als der des Kaiſers Franz. Es war aber ſehr ſelten, daß das Volk von Wien des Fürſten anſichtig ward, denn immer nur in geſchloſſener Equipage verließ er ſein Palais, und dazu war ſein Haupt ſtets in den hochaufſtehenden Kragen ſeiner drei oder vier Mäntel vergraben, die er je nach der Witterung überzuwerfen pflegte, ſorgfältig jeden Luftzug von ſich abwehrend.

Zwei andere Kutſchen, die durch die Straße herangerollt kamen, hielten ebenfalls vor dem Palais des Fürſten Kaunitz an.

Aus der erſten ſprang ein langer, ſchlanker Mann mit ergrautem Bart hervor, und die Leute flüſterten einander zu: „Das iſt der Graf Durazzo, der Director der kaiſerlichen Theater.“

Durazzo aber eilte zum zweiten Wagen und öffnete den Schlag, die Lakaien zurückwehrend, welche aus dem Palais herzueilten.

Jetzt über den niedergelaſſenen Tritt ſchwebte eine wundervolle, ſchöne Frauengeſtalt hernieder. Graf Durazzo bot ihr den Arm und führte ſie in das Palais.

Die Menge ſchaute lächelnd und ſtaunend ihr nach.

„Das iſt die Signora Gabrieli, die Freundin des

Fürsten Kaunitz", flüsterte man einander zu, und dann erzählte man sich, daß die Kaiserin plötzlich den Intendanten und Director der Oper entlassen habe, und daß die Signora Gabrieli gestern Abend nicht habe singen dürfen, weil die Kaiserin sehr erzürnt über dieselbe sei und sie aus Wien verbannt habe.

„Und dennoch ist sie hier?" fragten andere Neugierige. „Und der Fürst Kaunitz wagt es, sie anzunehmen?"

„Ja, der Fürst ist eben ein mächtiger Mann, mächtiger noch als die Kaiserin, und —" Plötzlich verstummten alle, denn in der Thür des Palastes erschien jetzt, von seinen Hausoffizieren und Dienern umgeben, der Fürst Kaunitz, tief eingehüllt in seine Mäntel, aber nicht, wie sonst, den hohen Pelzkragen hoch emporgezogen, den Hut mit den weißen Straußenfedern tief in das Angesicht gedrückt, sondern frei und stolz das Haupt gehoben, daß Jedermann ihn schauen konnte.

Ueber die Teppiche, welche von dem Palast zu der Equipage hinführten, schritt der Fürst daher, und die Lakaien beeilten sich, den Schlag des Wagens zu öffnen und den Tritt niederzulassen.

Er aber wehrte sie ab und stellte sich wartend neben dem Schlag auf.

Jetzt kam, ganz eingehüllt in einen prachtvollen

Mantel von grünem Sammt mit Hermelin verbrämt, die Signora Gabrieli am Arm des Grafen Durazzo heran.

Kaunitz reichte ihr die Hand und hob sie mit verbindlicher Beflissenheit in den Wagen, dann folgte er ihr und nahm an ihrer Seite Platz.

Auch Graf Durazzo sprang in den Wagen und ließ sich den beiden gegenüber nieder.

Dann schmetterten die Postillone, setzte die Equipage sich in Bewegung und fuhr langsam durch die Menge, welche mit Verwunderung auf das unerwartete Schauspiel starrte. Fürst Kaunitz im offenen Wagen! Neben ihm die Sängerin, welche die Kaiserin verbannt, und auf dem Rücksitz Graf Durazzo, den die Kaiserin plötzlich seines Amtes entsetzt hatte!

Es war unerhört! Das Gerücht davon flog wie ein Lauffeuer durch ganz Wien und regte alle Gemüther auf zu glühender Neugierde.

Die Reiseequipage des Fürsten fuhr indessen durch die Straßen langsam weiter. Jeder konnte den Fürsten sehen und neben ihm die schöne Sängerin, welche lächelnd die Vorübergehenden anschaute und hier und da die Herren grüßte, welche sie kannte, die wie erstarrt stehen blieben und vor Staunen fast den Gruß zu erwidern vergaßen.

Der Wagen fuhr, überall gefolgt von Neugierigen, die Herrengaſſe hinunter und durch das alte Kärntnerthor auf die Landſtraße. Als man die Vorſtadt hinter ſich gelaſſen, ging es in raſcherm Trabe weiter.

Jetzt endlich war die Außenbarrière erreicht, endlich fuhr man hinaus, wo es keine Gaffer und keine Zuſchauer mehr gab.

„Laſſen Sie den Wagen anhalten“, befahl Fürſt Kaunitz.

„Ich meine“, fuhr er zu der Sängerin gewendet fort, „wir haben jetzt genug gethan, genug geduldet! Man ſoll den Wagen ſchließen.“

Er lehnte ſich fröſtelnd in die Ecke zurück, die Lakaien ſprangen herab und hoben die beiden Lederwände der Equipage empor, zogen die Schrauben und Haken zuſammen und die Glasfenſter in die Höhe.

„Gott ſei Dank!“ ſagte Kaunitz, ſich in ſeinen Mantel hüllend, „Gott ſei Dank, die Qual iſt vorüber! Ich habe um Euretwillen heute das Unglaubliche geduldet, und es wäre ein Wunder, wie es nur dem Fürſten Kaunitz geſchehen kann, wenn ich mir nicht eine entſetzliche Krankheit zugezogen haben ſollte.“

Die Signora Gabrieli aber ſprang von ihrem Sitz empor, und jetzt, da Niemand von draußen ſie ſehen

konnte, schlang sie ihre beiden Arme um den Hals des Fürsten und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Ich danke Ihnen, Sie sind großherzig, genial und kühn, mein Freund! Sie haben um meinetwillen nicht blos der Kaiserin, sondern auch der Luft getrotzt, und ich weiß, daß das mehr für Sie ist, als hätten Sie mir eine Million geopfert! Ich danke Ihnen, wie nur die Gabrieli Ihnen danken kann, und ich schenke Ihnen, was Niemand in Wien sich rühmen kann, von der Gabrieli empfangen zu haben! Ich gebe Ihnen diesen Kuß und diesen und diesen!“

Sie berührte wieder und wieder mit ihrem schönen Munde die Lippen des Fürsten.

„O Fürst, das war groß, das war himmlisch von Ihnen ausgedacht! Ganz Wien wird jetzt wissen, daß Fürst Kaunitz mit der Verbannten, der in Ungnade Gefallenen im offenen Wagen gefahren ist! Es wird zu der Kaiserburg emportönen, und Maria Theresia wird in Zorn erglühen über diese Nachricht.“

„Ich glaube selber, daß Sie mit mir zufrieden sein können“, sagte Kaunitz, auf dessen Lippen der schwache Glanz eines vorübergehenden Lächelns aufdämmerte. „Nur ich war im Stande, dies auszuführen.“

„Ja“, rief Graf Durazzo, „nur ein so mächtiger

Herr wie unſer Fürſt konnte es wagen, ſo der Kaiſerin zu trotzen und ſo uns beiden eine glänzende Revanche zu geben."

Fürſt Kaunitz nickte. „Ich bin noch nicht zu Ende! Ich habe der Gabrieli volle Revanche verſprochen, und ſie ſoll ſie haben! Ich gab mein Wort, und Kaunitz erfüllt ſtets, was er verſprochen hat!"

Einige Stunden ſpäter fuhren auch aus dem Hofburgthor eine Reihe Equipagen ab. In der erſten großen, vergoldeten Fenſterkutſche ſaß die Kaiſerin mit ihrem Gemahl Franz Stephan und den beiden Erzherzoginnen Chriſtine und Eliſabeth, im zweiten Wagen befanden ſich die Erzherzoge Leopold und Maximilian mit ihrem Ajo, dem Grafen Batthianyi, und in vier Wagen folgten die Hofdamen und Kammerherren, die zu der ſeltenen Luſtfahrt befohlen waren.

Die Kaiſerin ſchaute, als die Equipage aus dem Burgthor hinausgefahren, aus dem Kutſchenſchlage zu den Fenſtern der Gemächer empor, in denen ihr Erſtgeborener, der Erzherzog Joſeph, wohnte. Dann ſank ſie mit einem tiefen Seufzer in die ſammtnen Kiſſen zurück.

„Es iſt halt traurig", ſagte ſie, während die Equipage durch die Straßen hinrollte, „halt recht traurig, daß der Joſeph ſich nicht entſchließen konnte, uns zu begleiten!"

„Ich meine, Frau Kaiserin, das ist ganz natürlich!“ sagte der Kaiser ernst. „Er trauert um seine schöne und geliebte Gemahlin, und ich denke, Eure Majestät würden's selbst nicht gern sehen, wenn er so schnell des Grams sich entschlagen könnte! Wenn man seine Gemahlin liebt, so ist ihr Verlust das Härteste, was Gott einem Manne auferlegen kann!“

Und wie er das sagte, nahm der Kaiser die Hand seiner schönen Gemahlin und drückte sie an seine Lippen. Sie lächelte ihm zu.

„Dank Dir, mein Franzl, für dieses Wort, und merkt's Euch, Ihr meine Töchter. Laßt dieses schöne Wort Eures Herrn Vaters Euer ganzes Leben hindurch in Euren Herzen nachklingen als heilige Musik, und möge Gott geben, daß Euer Gemahl auch einmal so spricht. Recht hast wohl, Franzl“, fuhr sie fort, die blauen Augen auf ihren Gemahl richtend, „Recht hast wohl, 's ist ein harter Kummer, den das Schicksal unserm Joseph auferlegt hat, aber er wird's auch überstehen, und der Schmerz wird sich verbluten! Und dennoch hätt' ich gewünscht, daß der Joseph jetzt schon sich überwunden hätt' und mit uns zum Kaunitz gefahren wär'. Es hätt' ihn doch zerstreut!“

Der Kaiser lächelte. „Meinst das wirklich, Thereserl? Meinst, daß wir in dem alten, düstern Schloß

zu Auſterlitz beim närriſchen Fürſten Kaunitz Erheiterung und Zerſtreuung finden können?"

Die Kaiſerin lächelte nun auch und nickte ihm zu. „Es iſt wahr, 's mag wohl etwas langweilig werden, der Herr Fürſt geniren ſich nicht gern und vermeinen, wunder welch großmächtige Ehr' er dem Kaiſer und der Kaiſerin erzeigt, wenn er ſie auf ſein Schloß einladet. Nun, wir werden ja ſehen, Franzl!"

Sechstes Kapitel.

Das Concert.

Spät am Abend erst langten die Equipagen an dem Ort ihrer Bestimmung an und fuhren in die große Halle des Schlosses, wo Lakaien mit Fackeln ein Spalier bildeten. Am Kutschenschlag der Kaiserin empfing Kaunitz seine hohen Gäste und führte sie in die für sie bestimmte glänzende Reihe der Gemächer.

„Majestät werden von der Reise sehr ermüdet sein und der Erholung bedürfen", sagte der Fürst dann mit der würdevollen Ruhe eines Herrschers, der seine Befehle ertheilt und seine Anordnungen schon im voraus getroffen hat. „Ich habe daher jeden weitern Empfang untersagt, und man wird das hohe Kaiserpaar in ihren Gemächern nebst den Erzherzoginnen bedienen. Auf morgen verschiebe ich mir die Ehre,

meine erhabenen Gäſte mit dem Schloßpark bekannt zu machen!“

Er verneigte ſich tief und küßte die Hand der Kaiſerin, ſprach noch ein paar gütige Worte mit dem Kaiſer und zog ſich dann zurück.

„Nun“, fragte der Kaiſer, ſeiner Gemahlin zunickend, „meinſt nicht auch, Thereſerl, daß es ſchon beginnt, wie ich's vorher geſagt habe? Wir ſind im Schloß zu Auſterlitz nichts weiter als die Gäſte des Fürſten Kaunitz, und wir müſſen nach ſeiner Pfeife tanzen.“

„Und ich glaube, Franzl“, ſagte die Kaiſerin, „'s wird halt eine traurige Melodie ſein! Aber wir haben's nun einmal angenommen und wir ſind ſeine Gäſte! Wir waren dem Fürſten Kaunitz, der uns durch alle Stürme und Kämpfe ſo glücklich durchlavirt und einen ziemlich günſtigen Frieden abgeſchloſſen hat, wir waren ihm eine ſolche Anerkennung ſchuldig, und ſo müſſen wir denn bonne mine au mauvais jeu machen! Und es iſt mein Troſt, daß wir nur einige Tage hier bleiben! Doch ich verſprech' es dem Herrn Kaiſer, daß ich morgen den ganzen Tag ein frohes, heiteres Geſicht machen nnd mich über nichts ärgern und kränken will.“

„Und ich gebe der Frau Kaiſerin daſſelbe Ver-

ſprechen, daß ich mich nicht ärgern will, denn ſonſt könnt' ich halt ſchon jetzt anfangen", lächelte der Kaiſer; „hat dieſer Herr Fürſt doch kaum Notiz von mir genommen, und nicht im Traum iſt's ihm eingefallen, mich auf meine Zimmer zu begleiten und ſie mir anzuweiſen!"

Nein, nicht im Traume war's ihm eingefallen! Er war ruhig in ſeine Gemächer zurückgekehrt, der Fürſt Kaunitz, und da dieſe auf einem andern Flügel des Schloſſes lagen, als die Gaſtzimmer, hörte Niemand das fröhliche Lachen und Plaudern, welches noch ſpät am Abend in den Wohnzimmern des Fürſten erſchallte. Die Signora Gabrieli war, beſonders ſeit die Kaiſerin mit ihrem Gefolge angekommen, in glänzender Laune, und Graf Durazzo wußte ſo allerliebſte Geſchichten und Anekdoten zu erzählen, daß ſelbſt der Fürſt ſeine Erhabenheit vergaß und ſein fröhliches Gelächter in den lauten Jubel der Signora Gabrieli miſchte.

Nicht im Traume war's ihm eingefallen, den Kaiſer in ſeine Gemächer zu begleiten. Er hatte dieſe Sorge ſeinem Hausoffizier überlaſſen. Doch der gutmüthige Kaiſer Franz blickte ganz vergnüglich, als jener mit dem ſchweren Armleuchter ihm vorleuchtete und Niemand ihm zur Seite ging als ſein eigener Kammerherr.

„Der Oberhofkanzler ist eben ganz anders als alle andern Menschenkinder. Vergessen wir über seinen barocken Gesellschaftsmanieren nicht, daß er ein großer Staatsmann ist, und daß die Kaiserin Maria Theresia ihm vertraut und seiner Staatsweisheit sich unterordnet, wie sie es sonst bei keinem andern Menschen thut!“

Kaiser Franz Stephan hatte Recht. Auch am andern Morgen wollte die Freude nicht recht einziehen in das alte ehrwürdige Schloß Austerlitz! Vergebens suchte man sie auf in dem großen Park, dessen hohe Bäume und weite Rasenplätze so still und schweigend lagen! Vergebens strebte man sie zu erhaschen, als später auf dem Schloßhof zu den Klängen der Musik die Bauern und die Bäuerinnen in ihren weißen Trachten mit Blumensträußen im Haar einen bukolischen Tanz aufführten! Die Musik klang mit ihren Volksweisen so melancholisch, und die Tänzer und Tänzerinnen, die zu diesem großen Feste von ihrem Gutsherrn, dem gestrengen Fürsten selbst, commandirt waren, machten ein so erstauntes und geängstigtes Gesicht, daß man wohl sah, wie ihnen das Tanzen auch keine Freude war.

Und dann kam das Diner, ein prächtiges, auserlesenes Diner; man speiste und trank das Beste und

Köſtlichſte, aber was für andere Menſchenkinder vielleicht ein Genuß geweſen wäre, konnte es doch nimmer für das hohe Kaiſerpaar und ſeine Kinder ſein! Man war gewohnt in der Kaiſerburg zu Wien, an auserleſenen Speiſen und Getränken ſich zu laben, und Fürſt Kaunitz, der zwiſchen dem Kaiſerpaar ſeinen Platz genommen, war es weniger gewohnt, zu unterhalten, als unterhalten zu werden.

Die Kaiſerin war daher recht zufrieden, als das Deſſert kam und bald darauf Fürſt Kaunitz das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab, als wäre die Kaiſerin nicht da, der allein dieſe Ehre gebührte.

Maria Thereſia lächelte gutmüthig dazu und nickte verſtohlen dem Gemahl zu, der von dem feierlichen Weſen und den ſteifen Formen des Fürſten keine Notiz nahm und fröhlich drein ſchaute.

„Nach Tiſche", ſagte Fürſt Kaunitz jetzt, mit feierlicher Miene ſich an die Kaiſerin wendend und ſich leicht verneigend, „nach Tiſche wird, wenn's Eurer Majeſtät ſo gefällig iſt, Handkuß und großer Empfang des hohen Adels aus Brünn und aus der Umgegeud hier ſtattfinden! Und dann heute Abend, wenn's Eurer Majeſtät beliebt, Concert."

„Ein Concert!" rief der Kaiſer fröhlich. „Das freut mich wirklich, Durchlaucht! Sie ſind in der That ein

Digitized by Google

sehr aufmerksamer und freundlicher Wirth! Sie wissen, daß die Kaiserin, ich selbst und meine Kinder, daß wir alle die Musik lieben. Und was, Herr Fürst, werden wir in dem Concerte hören, und wer wird es executiren?"

Der Fürst verneigte sich. „Eure Majestät werden mir verzeihen, wenn ich das als eine kleine Ueberraschung mir vorbehalte! Jedenfalls kann ich versprechen, daß die Majestäten die schönste und beste Musik, welche es in Europa gibt, vernehmen werden!"

Und es geschah, wie Fürst Kaunitz, der Ceremonienmeister seines Schlosses, es angeordnet hatte.

Nach Tische war große Cour, und nach dem Handkuß war der ganze Adel auch zu dem Concert geladen. In ihren glänzenden Toiletten, funkelnd von Brillanten, erschienen die vornehmen Damen in dem großen Concertsaal, in goldgestickten Uniformen und in spanischen Hofkleidern die Cavaliere.

Und jetzt, am Arm des Fürsten Kaunitz, trat die Kaiserin Maria Theresia ein, ihr folgten der Gemahl und die Erzherzoginnen.

Sie war eine stolze und herrliche Erscheinung, die Kaiserin Maria Theresia, und wie sie im Glanze der hundert und hundert Kerzen, die von den Kronleuchtern strahlten, jetzt in die Mitte des Saales trat, flog

ein Murmeln der Bewunderung und des Entzückens durch die Reihen der Cavaliere und Damen.

Die beiden jungen Erzherzoginnen waren einfach gekleidet, wie's die Kaiserin liebte, in rothen Roben oder Sacs, die mit Gold und Silber durchwirkt und mit Blonden verbrämt waren. Auch waren die jugendfrischen Gesichter nicht mit hochrother Schminke übertüncht, welche der Mode gemäß selbst die Kaiserin auf ihre Wangen gelegt hatte.

Hinter den Erzherzoginnen kamen die Hofdamen in gleicher Tracht wie diese, und dann folgten die Cavaliere in rothtuchenem Frack oder goldgesticktem Oberrock und mit grüner, goldbordirter Weste, wie die Kaiserin selber Alles vorgeschrieben.

Der Fürst geleitete das Kaiserpaar zu den beiden Lehnstühlen, welche auf einer kleinen Tribüne unter einem Baldachin sich erhoben; daneben standen die kleinern Lehnsessel der Erzherzoginnen und, wenig unterschieden nur von dem Sessel des Kaisers, dicht bei demselben, der Sitz für den Fürsten Kaunitz.

Als das hohe Paar sich niedergelassen, winkte die Kaiserin gnädig zu beiden Seiten hin, und die Damen nahmen nun Platz auf den kleinen Taburets, während die Herren ehrfurchtsvoll hinter denselben stehen blieben. Fürst Kaunitz, der sich einen Moment an der

Seite des Kaisers niedergelassen, erhob sich nun und näherte sich der Kaiserin.

„Majestät erlauben, daß unser Concert beginnt?"

Die Kaiserin nickte gnädig. „Herr Fürst, wir sind hier Seine Gäste, und Er allein hat zu entscheiden, wie es sein soll. Ich freue mich aber halt auf Sein Concert!"

Jetzt wendete Kaunitz den Blick zu dem hohen vergoldeten Chore, wo eine Schaar Musiker, die eigens aus Wien gekommen waren, versammelt saßen. Ein Wink des Fürsten nun, und die feierlichen und erhabenen Klänge der Introduction von „Orfeo ed Euridice" rauschten durch den Saal. Das Kaiserpaar lauschte andächtig auf die Klänge der wundervollen Musik Meister Gluck's. Die Augen der Kaiserin füllten sich mit Thränen. Das waren die Klänge, welche die Erzherzogin Isabella, die verstorbene Gemahlin Joseph's, so sehr geliebt hatte, das waren auch die Töne, welche allein vermocht hatten, den Schmerzenskrampf in der Brust des trauernden Gatten zu lindern.

Auch der Kaiser war ernst geworden und gerührt, auch seine Augen verschleierten sich bei diesen erhabenen Melodien. Die Kaiserin reichte ihm die Hand und ein Seufzer drang aus ihrer Brust.

„Ach, warum ist doch auf Erden Alles so ver-

Digitized by Google

gänglich, warum stirbt und verglüht Alles, die Liebe, die Jugend und das Glück! Wir lieben heute, was wir morgen hassen, und was sich heute in Jugendschönheit darstellt, ist morgen eine abgefallene Blüte!"

Jetzt schwieg die Musik, und da die Kaiserin mit eigenen Händen das Zeichen zum Applaudiren gab, erklang lauter Beifall durch den Saal.

Fürst Kaunitz erhob sich. „Wenn Majestät erlauben, gehe ich jetzt, die Sängerin zu holen, welche die Ehre haben wird, vor Euren Majestäten zu singen!"

Und mit der gewohnten Feierlichkeit schritt der Fürst durch den langen Saal. Der Kaiser neigte sich zu seiner Gemahlin hin.

„Frau Kaiserin", flüsterte er, „Ihr werdet Eures Versprechens eingedenk bleiben, den ganzen Tag ein freundliches Gesicht zu machen und Alles hinzunehmen, wie's unser seltsamer Wirth, der Fürst, eingerichtet hat?"

Die Kaiserin nickte. „Ich werde dessen eingedenk bleiben. Aber was fragst mich danach, Franzl?"

„Ich frage nur, weil mir etwas Schlimmes ahnt. Ihr wißt, Kaunitz ist ein gar obstinater und eigensinniger Herr, und man hat mir gestern Morgen etwas erzählt, was ich nicht glauben konnte. Aber am Ende ist's doch wahr! Ihr versprecht mir, liebste Frau

Kaiſerin, daß Ihr Eure heitere Miene bewahren wollt, ſelbſt wenn der Fürſt eine Perſon hier einführt, welche man aus Wien verbannt hat.“

„Du meinſt doch nicht, Franzl, daß er die Gabrieli —“

Die Kaiſerin verſtummte, denn die Thüren drüben flogen eben weit auf, und herein ſchwebte am Arm des Fürſten Kaunitz die Signora Katharina Gabrieli.

Ihre Erſcheinung war feenhaft; das Kleid von Silberbrokat, mit Blumenguirlanden aufgenommen, mit Perlen und Spitzen geziert, war faſt ſo ſchön wie das der Kaiſerin. Brillanten ſchmückten den weiten Ausſchnitt der Taille, funkelten in dem ſchwarzen, ganz ungepuderten, hochfriſirten Haar und blitzten um ihren weißen Hals. Schöner aber noch als all dieſe Brillanten funkelten und flammten die ſchwarzen großen Augen der Signora, die feſt und unverwandt auf die Kaiſerin gerichtet waren.

Maria Thereſia lächelte; nicht ein Zug ihres ſchönen Angeſichts veränderte ſich, und ſelbſt das Feuer ihrer Augen blitzte nicht höher auf bei der Annäherung der Sängerin.

Tief bis zur Erde neigte ſich die Signora vor der Kaiſerin, zu welcher ſie an der Hand des Fürſten herantrat. Maria Thereſia nickte ihr nur ganz leiſe

zu, aber das Lächeln ſchwand nicht von ihren ſchönen Lippen.

Nun neigte ſich die Signora ein wenig minder tief vor dem Kaiſer und den Erzherzoginnen, und dann, die andern Damen nicht der Beachtung werth haltend, trat ſie auf die kleine, mit perſiſchen Teppichen belegte Tribüne empor, welche man in die Mitte des Saales geſchoben.

Der Fürſt ſelber reichte der Signora das Notenblatt dar und blieb auch hinter ihr ſtehen, als die Muſik begann.

Nun mit der ganzen Macht und Erhabenheit ihrer glockenhellen Stimme begann die Signora aus dem neueſten Werke des Meiſters Gluck die große Arie: „O crudele, non posso vivere, tu lo sai, senza di te!“

Und wie die Muſik, war der Geſang der Sängerin vollendet, begeiſternd ihr Vortrag, begeiſternd auch der Anblick ihres ſtrahlenden, durchleuchteten Angeſichts.

Aber die Kaiſerin Maria Thereſia theilte das allgemeine Entzücken nicht; ſie hatte es wohl über ſich vermocht, das Lächeln auf ihren Lippen feſtzuhalten und es Niemand ahnen zu laſſen, was ſie empfand, aber innerlich in ihrem ſtolzen Herzen tobte doch der Zorn und die Empörung.

Der Kaiser allein sah wohl an dem Wogen ihrer Brust, wie tief sich seine Gemahlin verletzt fühlte.

„Ich bitt' Euch, Frau Kaiserin", flüsterte er ganz leise, während die Signora weiter sang, „ich bitt' Euch, faßt Euch zusammen in Eurem großen Sinn und gönnt der Signora nicht den Triumph, zu sehen, daß Ihr zürnt!"

Die Kaiserin nickte. „Habt Recht, Herr Kaiser! Sie soll's nicht sehen! Aber ein Glück ist es für sie, daß sie nit zurückkommt nach Wien!"

„Und daß wir hier die Gäste des Fürsten Kaunitz sind!" betonte der Kaiser lächelnd. „Aber das muß man sagen, Thereserl, sie singt vortrefflich!"

„Ja, und just darum ärgert es mich doppelt!" murmelte die Kaiserin. „Er läßt sie singen, um mir zu beweisen, ich hätt' eine Bevue gemacht, daß ich sie vorgestern nicht singen ließ! Gleichviel, er soll's doch nit sehen, daß ich mich ärgere!"

Und wirklich, Niemand sah es der Kaiserin an, so strahlend war ihr Angesicht, so hold ihr Lächeln.

Jetzt war der Gesang beendet, und Fürst Kaunitz, ganz entzückt und hingerissen, neigte sich und küßte die Hand der Signora; dann ganz laut und mächtig schlug er applaudirend beide Hände in einander. Aber Niemand wagte es, ihm nachzueifern, und Kau-

nitz ſchaute nun verwundert rings in dem Saale ſich um.

Die Kaiſerin war zwar lächelnd und freundlich geblieben, aber ſie hatte ihre ſchönen Hände nicht gerührt, deshalb hatte auch der Kaiſer nicht applaudirt, und demzufolge hatte Niemand von den Gäſten gewagt, dem Zeichen des Fürſten zu folgen.

Seine Stirn verfinſterte ſich ein wenig, und ein Glück war's, daß die Locken der künſtlich gezackten Perrücke faſt bis auf ſeine Augenbrauen niederfielen und Niemand die Wolke gewahrte, die ſich auf der Stirn des Oberhofkanzlers zuſammenzog.

„Man wagt es, das Zeichen nicht zu beachten, welches ich als der Wirth des Hauſes gab! Man applaudirt nicht, wenn Kaunitz applaudirt!“

Nein, man applaudirt nicht! Die Kaiſerin bleibt ſelbſt Kaiſerin, wenn ſie im Schloſſe des Fürſten als Gaſt erſcheint!

Jetzt nahm der Fürſt die Hand der Sängerin, welche leicht wie eine Sylphe von dem Empor herniederſtieg. Bis dicht heran zu den Majeſtäten führte Kaunitz die in Jugend, Stolz und Schönheit leuchtende Signora.

Die Kaiſerin lächelte noch immer, ſchlug dann halb den Fächer wie ein goldfunkelndes Pfauenrad

auf und fächelte damit ruhig und gleichmäßig ihr schönes Gesicht.

„Majestät", sagte Kaunitz mit lauter Stimme, „ich hoffe, daß ich dem hochmusikalischen Sinne der Majestäten ein Fest bereitet und daß ich mein Wort gelöst habe! Ich versprach, ich würde Sie die herrlichste Musik und die köstlichste Stimme, welche wir jetzo in Europa haben, hören lassen, und ich habe mein Versprechen erfüllt!"

„Es ist wahr, Fürst", sagte die Kaiserin laut, „diese neue Musik des Meisters Gluck ist unübertrefflich und er ist der größte Componist in Europa!"

„Und", fügte der Kaiser lächelnd hinzu, „Niemand versteht vielleicht diese Musik so herrlich vorzutragen als die Signora Gabrieli, die Kammersängerin der Kaiserin Katharina von Rußland! Denn nicht wahr, Signora, Ihr geht jetzt nach Rußland und seid gewissermaßen schon die Unterthanin der Czarin von Rußland?"

Signora Gabrieli verneigte sich tief.

„Zu Befehl, kaiserliche Majestät! Seit gestern Morgen, wo ich Wien verließ, bin ich gewissermaßen die Unterthanin der Czarin und nur als Gast noch anwesend im Schlosse Seiner Durchlaucht des Fürsten Kaunitz!"

Digitized by Google

„Und als mein Gaſt“, ſagte Kaunitz ſich leicht verneigend, „als mein Gaſt hat Signora meinem Wunſche nachgegeben, vor Euren Majeſtäten zu ſingen!“

„Ich danke Ihr“, ſagte die Kaiſerin mit einem unmerklichen Nicken ihres ſchönen Hauptes. „Sie hat uns in der That die herrlichſte Muſik hören laſſen! Denn ich wiederhol's, es gibt keinen größern Muſiker und es wird keinen größern geben, als es der Meiſter Gluck iſt!“

„Und Niemand wird die Muſik herrlicher vortragen, als es die Signora Gabrieli thut!“ ſagte Fürſt Kaunitz laut genug, um von allen verſtanden zu werden. „Erlauben nun die Majeſtäten, daß die Signora noch eine andere Arie ſingt, eine Arie aus der Oper „Euridice“ des großen Porpora, eine Arie, welche der Maeſtro eigens für die Signora componirt hat?“

Die Kaiſerin nickte. „Führ' Er ſein Programm aus, Herr Fürſt, wie Er's arrangirt hat! Wir hören zu!“

Kaunitz geleitete die Signora wieder zu der Tribüne hin, und laut und mächtig und jubelnd wie Lerchengeſang und Nachtigallenſchlag ertönte ihre Stimme in der Bravourarie der Oper ihres Lehrers Porpora. So herrlich erklang dieſe Muſik, ſo glänzend waren die Triller, die Läufer und Fiorituren,

daß selbst die Kaiserin in echt künstlerischem Sinne dem Eindrucke sich nicht entziehen konnte und, als die Signora den Gesang beendet hatte, ein wenig die Hände in einander schlug.

Der Kaiser, ihrem Beispiel folgend, ließ eine laute Acclamation ertönen, und nun, dem Zeichen folgend, rauschte der Beifall durch den Saal.

Zum zweiten Male führte Kaunitz die Sängerin zu der Kaiserin. Und diesmal mit einem holden Lächeln und einem gnädigen Wort dankte die Kaiserin der Signora für den seltenen Kunstgenuß.

Die Gabrieli indessen schien die Worte der Kaiserin gar nicht gehört zu haben, neigte nur ein wenig ihr Haupt und heftete dann die großen Augen mit einem fragenden, kalten Ausdruck auf das Gesicht der Kaiserin, welche fast verlegen von dem ungewohnten, dreisten Anstarren den Fächer emporhob und sich Kühlung zuwehte.

„Wir danken Euch noch einmal, Signora." Und wie sie's sagte und leise fächelte, sprang von einem ihrer Perlenarmbänder das Schloß auf, und das kostbare Juwel fiel zur Erde, gerade zu den Füßen der Sängerin nieder.

Sie sah es wohl, aber sie neigte sich nicht nieder und hob das Armband nicht auf. Fürst Kaunitz aber,

der das Fallen des Armbandes auch geſehen, beugte jetzt ſeinen ſtolzen Rücken und hob es empor.

„Wem, befehlen Eure Majeſtät, daß ich es reichen ſoll?“ fragte er.

Die Kaiſerin erblaßte ſo tief, daß man es unter ihrer Schminke bemerken konnte, aber ſie hielt doch das Lächeln auf ihren Lippen feſt.

„Er weiß wohl, Kaunitz“, ſagte ſie, „es iſt Brauch an unſerm Hofe, daß, was die Kaiſerin verloren, dem Finder überlaſſen bleibt. So iſt das Armband denn Sein, Er mag es geben, wem Er will! Der Signora Gabrieli zum Beiſpiel, die uns heut die köſtliche Muſik des Meiſters Gluck vernehmen ließ.“

Kaunitz neigte ſich lächelnd ein wenig und wandte ſich dann der Sängerin zu.

„Signora Gabrieli, die Kaiſerin beauftragt mich, Euch dies Armband als Anerkennung Eurer Kunſt zu übergeben.“

Die Sängerin indeß blieb ruhig und kalt, nahm das funkelnde Juwel nicht an, ſondern ſchaute nur unverwandt mit ihren großen Augen die Kaiſerin an.

„Signora“, ſagte Kaunitz ein wenig dringend, „Ihr habt doch verſtanden? Die Kaiſerin beauftragt mich, Euch dies Juwel zu übergeben.“

„Nein, Herr Fürſt", erwiderte die Gabrieli laut, „ich habe nur verſtanden, daß Ihre Majeſtät Euch als dem Finder dieſes koſtbare Juwel ſchenkte, und daß Ihr es mir nun anbietet! Ihr wißt aber, daß für mich Brillanten nnd Juwelen nicht großen Werth haben, weil ich deren genug beſitze! Doch unermeßlichen Werth würde dieſes Kleinod für mich gewinnen, wenn die Frau Kaiſerin es in der That für mich beſtimmten und wenn ſie die Gnade hätte, mir dies zu ſagen!"

„Es iſt für Sie beſtimmt!" rief die Kaiſerin ein wenig heftiger, als es ihr eigener Wille war. „Seid zufrieden und nehmt das Armband zum Andenken an die Kaiſerin Maria Thereſia, die Ihr vermuthlich nicht mehr ſehen werdet, da Ihr aus meinen Staaten nach Rußland abreiſet." Und die Kaiſerin erhob ſich und gab damit das Zeichen, daß das Concert beendet ſei. Der Kaiſer bot ihr den Arm und führte ſie durch den Saal nach ihren eigenen Gemächern. Er fühlte, wie die Hand der Kaiſerin auf ſeinem Arme zitterte, er hörte ihren keuchenden Athem und ging raſch vorwärts, damit Niemand die Erregung der Kaiſerin ſehen ſollte.

Als ſie nun in das Gemach der Kaiſerin eingetreten waren und die Thüren ſich hinter dem kaiſer-

lichen Ehepaar geſchloſſen hatten, blieb Maria Thereſia ſtehen, und ein Ausruf des Zorns tönte von ihren Lippen und ſie warf den goldenen, mit Perlen beſetzten Fächer zur Erde nieder, und eine Flut von heftigen Worten, von Drohungen und Anklagen ſprudelte von ihren Lippen, denn in dieſer Stunde war Maria Thereſia nicht die Kaiſerin, ſondern nur ein zürnendes eiferſüchtiges Weib.

Siebentes Kapitel.

Bekenntniſſe.

Während Maria Thereſia in dem einſamen Gemache klagte und grollte, fand auf dem entgegengeſetzten Flügel des Schloſſes in den Wohngebäuden des Fürſten eine ganz andere Scene ſtatt. Dahin war nach beendetem Concert die Sängerin zurückgekehrt. Das prächtige Juwel der Kaiſerin funkelte an ihrem Arm, und ſie ließ es blitzen in dem Glanze der Kerzen und dann hob ſie die Arme, dem Fürſten entgegen eilend, und warf ſie ihm um den Hals.

„Sie ſind ein prächtiger Freund und ein echter Ritter sans peur et sans reproche“, rief die Gabrieli. „Ich hätte Ihnen gleich im Beiſein der Kaiſerin, vor all den zimperlich geſchniegelten Hofleuten um den Hals fallen mögen, als Sie der ſtolzen Maria Thereſia

mit ſo wundervoller Kühnheit trotzten und ſich als meinen Cavalier und Ritter darſtellten."

„Ich that's, weil ich es Ihnen verſprochen hatte, Katharina", erwiderte Kaunitz gelaſſen, indem er ſich der ſtürmiſchen Zärtlichkeit der Signora ein wenig erwehrte, „ich that es auch, weil ich der Kaiſerin eine Lehre geben wollte. Wen der Fürſt mit einer Einladung beehrt, der empfängt von dem Augenblick an, da er die Schwelle ſeines Palaſtes betritt, die höchſte Ehrenſtelle, und die Hand des Fürſten Kaunitz, welche ſich ihm begrüßend entgegenſtreckt, gibt ihm damit zugleich das Diplom des höchſten Adels. Die Gäſte, welche in meinem Hotel verſammelt ſind, haben weiter keinen Rang als nur den einen, daß ſie die Gäſte des Fürſten Kaunitz ſind, und da iſt es nun gleich, ob die eine Kaiſerin, die andere Sängerin iſt! Ich habe Sie beide geladen, und es gebührt dieſelbe Ehre allen meinen Gäſten. Dies wollte ich der Kaiſerin begreiflich machen. Ihnen aber, Katharina, muß ich ſagen, daß ich nicht mit Ihnen zufrieden bin. Was dem Kaunitz anſteht, darf ſich Niemand ſonſt erlauben, und für alle Andern bleibt die Kaiſerin Maria Thereſia, ſie mag ſich befinden, wo ſie wolle, immer doch die regierende Herrin, die erhabene Kaiſerin. Sie vergaßen das ein wenig mein Kind, und ich muß Ihnen ſagen, daß ich Ihr

Betragen mißbillige. Ich gab Ihnen eine Ehrenerklärung, indem ich Sie mit so viel Egards behandelte; das hätte Ihnen vollständig genügen müssen."

„Es genügte mir aber nicht", rief die Gabrieli, deren schwarze Augen höher aufblitzten und deren schönes Antlitz einen zornigen Ausdruck angenommen hatte; „nein, mein Fürst, es genügte mir nicht! Ich habe allen diesen vornehmen stolzen Fürsten und Fürstinnen Rache geschworen, denn sie sind es, die mich zu dem gemacht haben, was ich bin."

„Also", sagte Kaunitz, leise sein Haupt neigend, „zu der großen Künstlerin, die Sie sind."

„Nein", rief sie stürmisch, „zu der Verlorenen, die ich bin, zu der Unglücklichen, die in manchen Nächten schlummerlos auf ihrem Lager liegt und ihr Schluchzen und ihren Jammer in den Kissen erstickt; denn wenn der Flitterstaat von mir abgefallen ist und die Künstlerin die Schminke abgewaschen hat, dann kommen ihre blassen Wangen zum Vorschein und das Weib schämt sich der Künstlerin. — Still, Kaunitz, keine Worte, keine Entschuldigungen! Sie sind der einzige Mann, den ich hochachte, denn Sie sind nicht wie die Andern, die immer ihr Herz auf der Zunge tragen und denen in der Brust nur ein kalter Stein liegt. Sie, Kaunitz, Sie haben ein Herz, obwohl Ihr Aeußeres kalt erscheint.

Sie ſind ein Mann von Ehre, der ſich nicht ſo weit entwürdigt, meineidig zu werden, um die Herzen der Weiber zu bethören mit ſcheinheiliger Liebe und falſcher Glut. Ich kenne Sie, Kaunitz, beſſer vielleicht als irgend ein anderer Menſch! Ich weiß, daß Ihre Gleichgültigkeit und Kälte nur Schein iſt, weil Sie die Welt genugſam verachten, um ihr nicht die heiligen Geheimniſſe Ihres Gemüthes offenbaren zu mögen! Ja, Sie haben ein Herz, Kaunitz, und weil ich das weiß und weil ich Sie deshalb ehre, darum vertraue ich Ihnen und darum will ich Sie auch in dieſer letzten Stunde in mein Herz ſchauen laſſen! Sie ſollen wiſſen, wie ich zu dem geworden, was ich bin; ſagen Sie nicht, zu der großen Künſtlerin, und doch ja, auch zu der großen Künſtlerin hat mich das Unglück gefeit. Porpora hatte wohl Recht. „Um eine große Künſtlerin zu werden“, ſagte er, „müſſen Sie zuerſt die Taufe der Thränen empfangen haben und durch das Fegfeuer der Schmerzen gegangen ſein!“ Nun, ich habe dieſe Taufe empfangen, und das Fegfeuer glüht in meiner Seele noch fort in mancher einſamen, ruheloſen Nacht. Sie werden ſagen, wenn Sie meinen Jammer und den Schmerzensſchrei meiner Seele vernehmen: Das iſt eine gewöhnliche Geſchichte! Ja, Sie haben Recht, es iſt eine gewöhnliche Geſchichte! Aber Jedem, der da lebt, erſcheint ſein eigenes Leid

und ſein eigener Jammer als etwas ganz entſetzlich Neues, als etwas Unerhörtes und Erbarmenswerthes. Ich ſage Ihnen nichts von meiner Jugend, von den Freuden und Leiden derſelben. Mein Vater war als Koch in dem reichen Haushalt des Cardinals Gabrieli in Rom angeſtellt, aber während er in Ueberfluß lebte, darbten meine arme Mutter und ich. Denn er hatte meine Mutter und mich verlaſſen und verſtoßen, weil der Kirchenfürſt keine verheiratheten Diener in ſein Haus aufnahm. Als ich mein dreizehntes Jahr erreicht hatte, ſtarb meine Mutter, und ich war nun ganz allein und verlaſſen. Da, in meiner Seelenangſt, wagte ich es noch einmal, zu meinem Vater zu gehen und ihn um Erbarmen anzuflehen. Er aber wies mich zornig fort.

Weinend ſchlich ich von dannen, aber die Thränen machten mich nicht ſatt, und mich hungerte ſo ſehr. Ich weiß nicht, wie's geſchah und wie es kam, daß ich in meiner Herzensnoth plötzlich auf einen Gedanken der Rettung kam. Ich blieb an einer Straßenecke ſtehen und begann zu ſingen, und all mein Leid und mein Weh ſtrömte aus in Tönen und in Worten, die wie von ſelbſt auf meine Lippen kamen. Aber die Leute gingen achtlos vorüber, und in meiner Verzweiflung ließ ich meine Stimme immer lauter, immer mächtiger ertönen.

Ein alter Mann, unſcheinbar und faſt ärmlich gekleidet, kam eben vorüber; er blieb ſtehen und horchte auf meinen Geſang und nickte mehrmals lebhaft mit dem Kopfe.

Als ich mein Lied beendet hatte, trat er zu mir heran. „Du biſt heute eine Bettlerin“, ſagte er, „willſt Du morgen eine Königin werden?“

Ich ſah ihn ſtaunend an; er mochte in meinen Blicken leſen, daß ich ihn für wahnſinnig halte; er ſchüttelte heftig ſein Haupt.

„Ich weiß ſehr wohl, was ich ſpreche“, ſagte er, „und ich wiederhole Dir, mein Kind, Du biſt heute eine Bettlerin, willſt Du morgen eine Königin werden?“

Ich nickte und lächelte und ſagte: „Ich will's.“

„So komm' mit mir“, rief er haſtig, indem er meinen Arm nahm und mich mit ſich fortzog. Er führte mich in ſeine Wohnung, eine ärmliche, dürftige Manſardenwohnung. Aber mir, die ich an die elende Kammer meiner Mutter gewöhnt war, mir ſchien ſie doch ein fürſtliches Gemach, und mit unendlichem Behagen ließ ich mich nieder auf dem lederbezogenen Lehnſtuhl, der einzigen Pracht des kleinen Gemachs, und legte recht todesmatt das Haupt zurück in den Seſſel.

Er ſtand vor mir und ſchaute mich mit bewundernden Blicken an. „Du biſt ſchön“, ſagte er; „das iſt eine gute Mitgift, und Du wirſt deshalb um ſo ſchneller Deinen Thron beſteigen, Königin der Zukunft.“

„Bettlerin der Gegenwart“, ſagte ich matt, denn der Hunger wüthete in mir. „Ich laſſe Euch mein ganzes Königreich für ein Stück Brod, um das ich jetzt zu Euch flehe.“

„Du hungerſt“, rief er mit einem lauten Schmerzensſchrei, und dann mit geſchäftiger Eile holte er aus ſeinem Wandſchranke Speiſe und Trank hervor und gebot mir mit gebieteriſcher Stimme, zu ſchweigen und zu eſſen, aber langſam und vorſichtig, damit es mir nicht ſchädlich ſei.

Das war meine erſte Begegnung mit Porpora, dem größten Muſiker und Componiſten von Italien. Ich blieb bei ihm als ſeine Schülerin, ſein Kind, ſeine Hoffnung für die Zukunft. Denn mich glaubte er vom Himmel ihm geſandt, daß ich ſeinen Opern und ſeinen Compoſitionen vor der Welt ſollte Anſehen und Ehre verſchaffen, und ich mußte ihm mit einem feierlichen Eide verſprechen, daß, wenn ich einſtmals den Thron der Königin beſtiegen, ich dann ſeine Opern übera' ſingen wolle. Das war der einzige Lohn, den der edle

Mann für all das Gute und all die Wohlthaten begehrte, die er mir erzeigte.

Ich blieb drei Jahre bei ihm, und wenn ich jetzt zurückdenke an die beiden armseligen Mansardenzimmer, die wir bewohnten, so scheint es mir doch, als wäre es ein Stücklein aus dem Paradiese gewesen, und als ob holde Engel damals bei uns weilten, die Engel der Unschuld, der Liebe und der Treue. Wir sprachen und dachten nichts Anderes als unsere Kunst, sie gab uns unsre Freuden, unsere Entzückungen, und wenn wir zuweilen in der Gegenwart ein wenig darben mußten, so schauten wir in die Zukunft und vertrösteten uns bei dem bescheidenen Mahle mit den Herrlichkeiten, die wir dereinst genießen würden, wenn ich mein Königreich in Besitz genommen.

Was soll ich Ihnen weiter von dieser schönen Zeit der Unschuld und des Studiums erzählen

Eines Tages erklärte mir Porpora mit feierlicher Miene, daß meine Studien vollendet seien und daß er jetzt versuchen wolle, mich die erste Stufe meines Thrones der Zukunft überschreiten zu lassen. Er nahm meinen Arm, wir bestiegen einen Fiaker und fuhren nach dem Palaste des Cardinals Gabrieli. Ich erschrak und klammerte mich angstvoll an Porpora's Arm.

„Mein Vater hat mich verſtoßen, er wird mich ſchlagen, wenn ich dennoch wieder zu ihm komme“, murmelte ich. Aber Porpora lächelte. „Beruhige Dich, mein Kind“, ſagte er, „wir gehen nicht zu dem Koch, ſondern zu dem Cardinal. Fürchte Dich nicht vor Deinem Vater, er wird in dem erwachſenen und erblühten Mädchen ſicher nicht das arme kränkliche Kind wiedererkennen.“

Nun, Porpora hatte Recht. Er erkannte mich nicht! Mein Vater ſtand im Geſpräch mit einem Lakaien auf der Hausflur, als ich an Porpora's Arm an ihm vorbeiging und dem Kammerdiener folgte, welcher dem Cardinal den Maeſtro Porpora und ſeine Schülerin gemeldet hatte. Mein Herz klopfte vor Angſt und Weh, ich dachte an meine arme Mutter, die vor Hunger geſtorben, als ich ſcheu zurückblickte auf dieſen behäbigen Herrn, deſſen weingeröthetes Geſicht von Wohlleben und heiterer Gewiſſensruhe ſprach. Der Cardinal empfing uns ſehr freundlich und lächelte gnädig, als Porpora ihm ſagte, er wünſche dem Cardinal, als dem größten Muſikkenner in Rom, eine ſeiner Schülerinnen vorzuſtellen, damit der Cardinal entſcheide, ob ſie befähigt ſei, als Sängerin öffentlich aufzutreten. Er führte mich an ſeiner Hand in den Muſikſaal, und ich mußte ſingen. Erlaſſen Sie mir, von den Lobeserhe-

bungen, welche der Cardinal mir ſpendete, zu erzählen. Er war entzückt und fragte Porpora, wo er denn dieſes Juwel, wie er mich nannte, entdeckt habe? „In der Küche Eurer Eminenz“, lächelte Porpora, und er erzählte dem Cardinal von der Hartherzigkeit meines Vaters. Der hohe Herr war empört; er ließ den Koch heraufbeſcheiden und mit harter Stimme hielt er ihm ſeine Grauſamkeit vor und wollte ihn zur Strafe ſofort aus ſeinem Dienſte entlaſſen. Ich bat für ihn und ließ nicht eher nach mit Bitten und Flehen, bis der Cardinal verſprach, ſeinem Koch zu verzeihen. Er that es unter der Bedingung, daß derſelbe mich als ſeine Tochter anerkennen und mich zu ſeiner alleinigen Erbin einſetzen wolle. Das aber wies ich voll zornigen Schmerzes zurück. „Ich will nichts gemein haben mit dieſem böſen Manne, der meine Mutter verhungern ließ“, rief ich. „Er hat vergeſſen, daß ich ſeine Tochter bin, alſo will ich vergeſſen, daß er mein Vater iſt. Ich will nichts von ihm annehmen, auch nicht einmal ſeinen Namen!“ Der Cardinal nickte. „Du haſt Recht, mein Kind, und Du ſtrafſt ihn damit noch härter, als ich es mit meiner Entlaſſung gethan hätte. Denn Du wirſt groß und berühmt werden und Du wirſt Deinen Namen aufleuchten laſſen vor der Welt, und es wird dieſes ſchlechten Vaters gerechte Strafe ſein, daß ſeine

berühmte Tochter nicht ſeinen Namen trägt! Ja, Du haſt Recht, ſeinen Namen abzulegen, und da Du nun namenlos biſt, ſo leihe ich Dir den meinen, und Du ſollſt Dich nach mir Gabrieli nennen. Der Name des Cardinals Gabrieli wird mit ihm erlöſchen, aber die Sängerin Gabrieli wird ihn, ſo hoffe ich, unſterblich machen.“ Ich ſchwur, daß ich es wolle, und von dieſem Tage an ſtand ich unter dem beſondern Schutze des Cardinals, deſſen Namen ich trug. Er führte mich in die Salons der römiſchen Nobili, ich ſang in ihren Soiréen, und bald ſprach man in Rom mit großem Enthuſiasmus von dem Schützling des Cardinals, von —“

„Von der Cuciniera des Cardinals Gabrieli“, unterbrach ſie Kaunitz lächelnd.

„Ja“, nickte Katharina, „ſie nannten mich die Köchin des Cardinals Gabrieli, und das iſt die einzige Anerkennung, welche meinem Vater, dem Koch des Cardinals, durch mich geworden. Ich war bald die erſte Sängerin in Rom, und nachdem ich auf der Bühne erſchienen, ward es Mode, mich zu feiern und mir Huldigungen darzubringen. Die jungen Cavaliere und Nobili lagen zu meinen Füßen und ſchwuren, daß Signora Gabrieli das bezauberndſte Geſchöpf der ganzen Welt ſei. Ich verlachte ſie alle; ich liebte die Kunſt

und nichts als die Kunſt, bis zu dem Tage, da ich den jungen Fürſten von Monaco ſah.

Alle Frauen beteten ihn an, die Fürſtinnen und die Gräfinnen ſchätzten ſich glücklich, wenn ein Blick ſeiner großen, tiefblauen Augen ſie traf, und er liebte nur mich! Er lag zu meinen Füßen, wie die Andern es thaten, und ſchwur mir ewige Liebe. Ich, welche die Andern alle verſpottete und alle ihre reichen und prachtvollen Geſchenke mit Verachtung zurückwies, ich war ſelig über das erſte Frühlingsblümchen, welches er mir darbrachte, und pries mich die Glücklichſte von allen, weil er mich liebte!

Daß er arm war und daß er nichts mir zu bieten hatte als ſeine Liebe und ſein Herz, das gerade entzückte mich; denn ich konnte ihm nun beweiſen, daß ich ihn liebte, daß ſeine Liebe mir höher gelte als alle Schätze der andern armſeligen Sterblichen!

Ich ſehe, Sie lächeln, Fürſt", fuhr ſie nach einer Pauſe hoch athmend fort; „Sie denken, das iſt eben die gewöhnliche Geſchichte aller Verliebten, und es langweilt Sie! Wir wollen raſch darüber hinweggehen!

Es war eine himmliſch ſchöne Zeit; aber eben darum war ſie nur von kurzer Dauer. Porpora fühlte die Gefahr, mit welcher das Weib die Künſtlerin be-

drohte, und der junge Prinz von Monaco, den alle Frauen vergötterten, ward von einem glühend gehaßt, von meinen Maeſtro Porpora! Denn ich hatte dem Prinzen, deſſen eiferſüchtige Liebe es nicht dulden wollte, daß die Augen der Menſchen ſich an jedem Abend auf mich richten durften, und der unſer Glück hüten wollte vor der Neugierde und dem Neide der Welt, ich hatte ihm verſprochen, daß ich der Bühne entſagen und mit ihm entfliehen würde. Wir wollten uns heimlich vermählen und dann irgendwo eine ſtille Zufluchtsſtätte für unſere Liebe ſuchen, bis daß es dem Prinzen gelungen, den Zorn der ſtolzen Verwandten zu beſchwichtigen und mir die Stelle an ſeiner Seite vor der ganzen Welt zu erkämpfen. Das war unſer Traum von Glück!"

„Ein Traum", ſagte Kaunitz, leiſe mit dem Kopfe nickend, „ein Traum, wie ihn alle Verliebte in den erſten Zeiten der Verzückung träumen und aus dem ſie nachher mit arger Entnüchterung erwachen. So geſchah es auch Ihnen, Katharina, denke ich."

„Ja", ſagte ſie, die Zähne feſt aufeinander preſſend, „ja, ſo geſchah es auch mir. Ich erwachte eines Tages, und es war ein fürchterliches Erwachen. Porpora, die Gefahr erkennend, war zu dem alten Fürſten von Monaco geeilt und ihm und ſeiner ſchönen Gemahlin

hatte er verkündet, was die jugendliche Leidenschaftlichkeit des Sohnes, wie sie es nannten, beschlossen hätte.

Es war ein langes Kämpfen und Ringen, und endlich — nun, Fürst", unterbrach sie sich, „was meinen Sie, wie endlich diese tragikomische Geschichte zum Abschluß kam?"

„Ich meine", sagte Kaunitz, ruhig und lächelnd ihr in das Angesicht schauend, „der Abschluß war so, wie er stets bei solchen Aventüren zu sein pflegt: die vernünftigen Verwandten siegten über die unvernünftige, thörichte Leidenschaft der jungen Leute. Der Prinz gab endlich den Vorstellungen der Seinen, und Sie gaben den Vorstellungen Porpora's nach; Sie trennten sich und gaben der Welt ihr Recht."

„Sie haben nicht ganz das Richtige getroffen", rief sie heftig. „Ich gab nicht den Einflüsterungen und dem Flehen Porpora's nach, ich war entschlossen, meine ganze glänzende Zukunft, meinen Ruhm und meine Herrlichkeit der Liebe zu opfern. Ich begehrte nichts, als in der Stille und Einsamkeit ihm zu dienen, den ich zu meinem Herrn gemacht! Aber in allem Andern haben Sie Recht, Fürst! Der Prinz gab den Vernunftgründen Gehör! Eines Tages kam Porpora mit triumphirender Miene zu mir und sagte mir, der Prinz

ſei abgereiſt, um ſich in Modena mit der einzigen Tochter des Herzogs zu vermählen; ſie ſei ſehr reich.

Er hatte Porpora den Auftrag gegeben, mir zu ſagen, daß er ſich dem Wohl ſeiner Familie und ſeiner Eltern opfern, aber daß er mich ewig lieben werde. Mir war das ein Dolchſtoß, der mein Herz tödtlich traf. Aber ich trug's und ſchwur mir, Rache zu nehmen an ihm und an der ganzen Welt!

Als mir Porpora die Kunde brachte, daß in einigen Tagen zu Modena die Vermählungsfeierlichkeiten ſtattfinden würden, begab ich mich dorthin. Man führte eine neue Oper von Porpora zur Vermählungsfeier auf, und das fürſtliche Paar ſollte bei der Vorſtellung zugegen ſein. Ich ging zu dem Impreſſario und ſagte ihm, ich wolle in der Oper ſingen; ich begehrte nichts weiter, als daß mein Auftreten bis zum Abend ein Geheimniß bleibe, und dafür verſprach ich ihm auch noch am folgenden Abend zu ſingen. Der Mann war ſehr glücklich und erfreut über meinen Antrag und nahm ihn bereitwillig an. Der Abend kam, und nie hatte ich mit ſolchem Herzklopfen, mit ſolcher innern Seelenangſt und doch mit ſolcher Erhebung das Aufgehen des Vorhangs erwartet! Mir ſchwindelte, als nun das Zeichen gegeben ward und langſam der Vorhang emporrauſchte. Das Haus war dicht beſetzt, aber ich

ſah nur ihn, der drüben in der großen Hofloge ſaß an der Seite dieſes kleinen Geſchöpfes, das nun ſeine Gemahlin war und das mit ahnungsloſem Angeſicht zu mir herüberſtarrte.

Ich ſah nur ſeine Augen, die mit einem Ausdruck des Entſetzens auf mich ſich wendeten, und ich bohrte meine Blicke tief in die ſeinen und ich ſagte ihm mit meinen Augen Alles, was von Zorn, von Verachtung in mir glühte. Ich fühlte wohl, daß er verſtand, was ihm meine Blicke ſagten. Denn er preßte die Lippen feſt aufeinander und eine Todesbläſſe überzog ſeine Wangen. Das machte mich glücklich, und ich ſang, wie ich in meinem ganzen Leben nie wieder geſungen habe! Ich jubelte meinen Zorn in Tönen aus, ich nahm meine Rache an dieſem elenden bleichen Menſchen, der beſchämt dort oben ſaß und den ich doch unter meine Füße trat in dem Momente, als das Publikum ihn jubelnd als Gemahl der Fürſtentochter begrüßte!

Nie habe ich einen ſolchen Triumph wieder gefeiert, als an jenem Abend, denn ich ſang wie der Schwan das Sterbelied meiner Liebe! Als die Oper beendet war, kam Porpora, das Antlitz von Thränen überflutet, zu mir. Er knicte vor mir nieder und dankte mir für den Triumph dieſes Abends.

„Auch Du“, ſagte er, „wirſt mir eines Tages

danken, mein Kind, daß ich Dich erlöst habe von der jämmerlichen kleinen Liebe, die Dich mit der Gefahr bedrohte, herniedersteigen zu müssen von dem Künstlerthron, um nur noch ein liebendes Weib zu sein! Ich habe Dich gerettet, indem ich die Verwandten des Prinzen zu meiner Hülfe herbeirief, damit sie die Ketten lösten, welche Dich an ihn banden! Ich habe Dich gerettet und erlöst, und mir hast Du Deinen Ruhm und Deine Lorbeeren der Zukunft zu verdanken."

„Du hast Recht, Maestro", erwiderte ich ihm; „ich war im Begriff, den Schäferstab zu nehmen und eine Schäferin zu werden, Du hast mich zu einer Furie der Rache erhoben, und ich will mein Rachewerk vollführen und ihm treu bleiben mein ganzes Leben."

Am andern Tage kam der Fürst zu mir und lag zu meinen Füßen und weinte und jammerte. Er beschwor mich mit aller Glut der wiedererwachten Leidenschaft, ihm zu vergeben und eingedenk zu sein der Schwüre früherer Tage. Er liebe nur mich, sagte er, und würde nie ein anderes Weib lieben, und wenn ich einwillige, diese Liebe zu erwidern und die Seine zu bleiben, so wolle er mir die Welt zum Paradiese schaffen.

Ich ließ ihn nicht weiter sprechen, der Zorn übermannte mich, ich stieß ihn von mir. Aber in der

Nacht lag ich auf meinen Knieen und ſchwur mir, Rache zu nehmen an der Welt und an allen Männern! Nun, ich meine, Fürſt, ich habe meinen Schwur gehalten! Ich habe für alle diejenigen, die in ihrer Thorheit zu den Füßen ihres Götzen ihre Geſchenke darbrachten, nur Hohn und Spott gehabt, und nie wieder hat die Liebe mein Herz, das in jener Stunde erſtarrte, zu neuem Leben erweckt! Und nun", fuhr ſie mit ganz veränderem leichtem Tone fort, indem ſie von dem Divan ſich erhob und mit großen Schritten im Gemach auf und ab ging, „und nun, Kaunitz, wiſſen Sie Alles aus meinem Leben und meiner Vergangenheit! Es faßt ſich zuſammen in dem banalen Wort: ſie hat geliebt und iſt betrogen worden, ſie hat geträumt und iſt erwacht!"

„Es iſt aber, wie mich dünkt, ein recht ſchönes Erwachen geweſen", ſagte Kaunitz lächelnd, „und die Signora Gabrieli, die größte Sängerin Europas, die Freundin des Fürſten Kaunitz, hat ſich nicht über ihr Schickſal zu beſchweren."

„Ich beſchwere mich auch nicht", rief ſie achſelzuckend. „Es geſchieht nur zuweilen, daß die Erinnerungen über mich kommen, daß ich meines erbärmlichen Daſeins mir bewußt bin und daß ich mich ſelber verachte und verhöhne. Aber glauben Sie mir, ſolche

Stunden der Selbsteinkehr räche ich nachher an den andern Menschen! Sie haben mich heute schwach gesehen, Kaunitz; ich habe mich Ihnen gezeigt, wie kein anderer Mensch mich sieht, es war mein Dank für den Triumph dieses Abends! Ich werde das Armband der Kaiserin Maria Theresia an meinem Arme funkeln lassen, wenn ich vor der Kaiserin Katharina stehe! Ja, ich schwöre Ihnen, auch sie soll sich vor der Kaiserin des Gesanges beugen und sie, die stolzeste aller Frauen, soll erkennen müssen, daß Katharina Gabrieli sich ihresgleichen dünkt!"

Achtes Kapitel.

Die Czarina.

Die Kaiserin Katharina stand in ihrem Kabinet vor dem großen Spiegel und betrachtete sich und ihre Toilette mit aufmerksamen Blicken. Sie war eben aus den Händen ihrer Damen hervorgegangen und hatte deren bewundernden Ausrufungen mit einem stolzen Lächeln zugehört.

Jetzt aber, da Katharina allein war mit sich und ihrem Spiegel, jetzt erstarb das Lächeln auf ihren Lippen; das Haupt, sonst so majestätisch gehoben, senkte sich, und die großen graublauen Augen, welche ihre Hofpoeten so oft mit denen der Juno verglichen und welche Voltaire in seinen Gedichten an die „Semiramis des Nordens" gefeiert hatte, diese Augen schauten nun mit einem seltsamen und angstvollen Ausdruck in

den Spiegel, um die letzten Spuren der entschwindenden Jugend und leider auch die ersten des herannahenden Alters zu entdecken.

Die Hand, deren Wink Berge versetzen, Städte aufbauen und Städte niederreißen konnte, vermochte doch nicht aus dem Staatskalender die eine kleine Zahl auszulöschen, welche dem Volke sagte, daß Katharina im Jahre 1726 geboren und daß sie im Jahre der Gnade 1763 eine Frau von siebenunddreißig Jahren sei.

Da stand die hohe Kaiserin, angestaunt von ganz Europa, zu ihren Füßen Millionen, zitternd neigte sich vor ihr die Welt, und das Lächeln ihres Mundes bedeutete den Völkern des Ostens und des Westens Krieg oder Frieden.

So stand sie vor der Welt! Wie ganz anders aber in ihrem einsamen Kabinet vor dem Spieget, dem einzigen Vertrauten, und doch auch dem einzigen Feinde, welchen dieses stolze Herz fürchtete! Ihn fragte sie jetzt angstvoll: Bin ich noch schön, kann ich ihm noch gefallen, ihm, dem angebeteten Geliebten, dem von allen Frauen verherrlichten Orlow?

Und der Spiegel gab ihr eine seltsame lakonische Antwort: er ließ sie die zarten silbernen Streifen in ihrem dunkelblonden Haare sehen, diese verhängniß-

vollen Streifen, welche des gleißneriſchen Alters glänzende Schriftzüge ſind.

Aber es zog bald wieder ein Lächeln über das Angeſicht der Kaiſerin hin, und ſie ſchüttelte ſtolz das Haupt. „Nein, dieſe ſilbernen Linien ſollen es der Welt nicht erzählen können, daß auch das Haar einer Kaiſerin dem Geſetze der Natur ſich beugen muß! Gegen dieſes Geplauder gibt es noch ein Mittel!“

Sie wandte ſich von dem Spiegel ab, durchſchritt haſtig das Kabinet und begab ſich durch die kleine Seitenthür nochmals nach dem Ankleidezimmer.

Die Kammerfrauen waren wie immer noch beiſammen, denn es geſchah wohl öfter, daß die Kaiſerin, wenn ſie im einſamen Kabinet ihre Toilette geprüft hatte, zurückkehrte, um etwas daran ändern zu laſſen.

„Ich finde“, ſagte ſie, „daß die Friſur nicht zu dem Coſtüm paßt; das griechiſche Käppi iſt unkleidſam! Eine kleine ruſſiſche Haube mit einer Reiherfeder an der Seite, das Haar gepudert! Raſch!“

Die Kammerfrauen flogen herbei, und kaum eine Viertelſtunde verging, bis das Haar der Czarin mit dem neuen Pariſer Schmuck, dem Puder verſehen war. Seitwärts auf dem hochgethürmten Haare nun ein kleines ruſſiſches Sammtkäppchen, mit Hermelin ver-

brämt, und an demſelben die hohe Reiherfeder, mit einem großen Brillanten beſetzt.

„Fertig?“ fragte die Czarina, ſich langſam erhebend.

„Majeſtät, zu Befehl!“

Langſam ſchritt ſie wieder zum Spiegel hin.

Ja, der Puder war ein wohlthätiger Freund! Er hatte die verrätheriſchen Spuren des nahenden Alters bedeckt und unſichtbar gemacht! Wie prächtig die Augen nun glänzten! Der Puder, der das Haar dumpf und ſtumpf gemacht, hatte den Glanz der Augen erhöht.

Wenn nur da auf der Stirn nicht einige leiſe Linien und die Wangen nicht ein wenig eingefallen wären, und wenn nur das Roth auf denſelben nicht erblaßt wäre!

Ach, der Puder verbirgt zwar das gebleichte Haar, aber er macht die Stirn grau und die Wangen blaß!

Dieſen trüben Betrachtungen und Gedanken entriß die Czarina Graf Orlow, welcher in Begleitung des Polizeiminiſters das Kabinet betrat.

Die Kaiſerin begrüßte ihren Freund und Vertrauten, den Grafen, mit ſtrahlendem Blick und winkte dann dem Polizeiminiſter, der demüthig auf der Schwelle ſtehen geblieben war, näher zu treten.

„Gelagin“, rief ſie lebhaft, „ſage mir, was ſich

Ungewöhnliches begeben hat? Denn Ungewöhnliches muß es sein, sonst würde Gelagin nicht eine halbe Stunde früher als gewöhnlich zum Vortrag kommen! Was gibt es also? Ist es Feuersbrunst, Mord oder Rebellion?"

„Halten zu Gnaden, Eure Majestät", sagte der Gefragte mit seinem höfischen Lächeln, „nichts von alledem! Es ruht auf der Residenz der großen Czarina der tiefe Friede des Glückes, und ich bin so beneidenswerth, keine schlimmen Berichte erstatten zu müssen. Indessen hat sich doch, wie Eure Majestät sagen, etwas Ungewöhnliches begeben: die Signora Gabrieli ist angekommen!"

„Endlich!" rief die Kaiserin. „Wahrlich, diese Person hat lange genug auf ihr Kommen warten lassen, um gerade dadurch sich bemerklich zu machen! Also sie ist da?"

„Zu Befehl, kaiserliche Majestät! Und weil Ihre Majestät die Gnade gehabt, mir zu befehlen, daß ich, sobald die Signora da sei, zu welcher Stunde auch, Meldung machen und sie vorstellen solle, so habe ich diesem Befehle genau Folge geleistet. Die Signora ist vor einer halben Stunde in Petersburg eingetroffen. Ich war durch den österreichischen Gesandten bereits darauf vorbereitet. Er kennt die Signora von Wien

her und hat hier in ihrem Auftrag eine Wohnung für sie gemiethet und glänzend ausgestattet. Gestern Morgen war bei der Gesandtschaft ein Kurier eingetroffen, welcher meldete, daß die Signora sich nähere."

„Nun wahrlich", rief die Kaiserin, „diese Person macht ein Embarras, als wäre sie eine Fürstin, welche incognito reist!"

„Majestät, ich glaube, daß sich die Signora zum mindesten auch für eine Fürstin hält! Sie ist mit drei Equipagen hier angelangt. In dem ersten Wagen, auf welchem zwei Diener in goldstrotzenden Livreen saßen, thronte die Signora selber, in der zweiten saßen der Secretär und ihre Kammerfrau und in der dritten noch zwei französische Kammerfrauen nebst einem Koch."

„Nebst einem Koch!" rief die Kaiserin. „Diese Signora meint also, daß unsere Küche ihrem verwöhnten Gaumen nicht genügen werde! Wahrlich, solche Anmaßung einer Sängerin empört mich, und ich bin fest entschlossen, ihren Stolz zu beugen und ihr an meinem Hofe nur die Stellung zu bewilligen, welche einer bezahlten Person zukommt, die überdies eine ziemlich berüchtigte Vergangenheit hinter sich hat! Ist das Alles, Gelagin, was Du mir zu melden hast?"

„Kaiserliche Majestät, ich habe außerdem noch die Ankunft eines seltsamen Subjects zu melden, welches

gestern Nacht hier eingetroffen ist. Der Mann kommt aus Konstantinopel und hat Empfehlungsbriefe von unserm dortigen Gesandten mitgebracht. Es scheint, der Fremde ist ein Wunder von Gelehrsamkeit, und er behauptet, daß er sich in den Pyramiden von den dortigen Priestern die ewigen Geheimnisse der Schöpfung habe offenbaren lassen. Unser Gesandter schreibt mir, daß er in Konstantinopel erstaunliche Kuren vollbracht habe, daß er im Besitze des Steins der Weisen sei und es verstehe, Gold und Brillanten zu machen und außerdem die ewige Jugend zu verleihen."

„Das heißt, er ist der Geist der Natur, welcher sich in einem Menschen verkörpert hat", rief die Kaiserin mit spöttischem Lachen. „Nun, wir glauben nicht an eine solche Verkörperung, mein guter Gelagin! Wie heißt denn aber dieser Charlatan?"

„Er nennt sich Graf Cagliostro und ist ein schöner junger Mann mit ernstblickenden Augen und einem seltsamen, geheimnißvollen Ausdruck in dem edlen Gesichte!"

„Mir scheint", lächelte Katharina, „der Wundermann hat auf den sonst so ruhigen Gelagin schon seine Kräfte ausgeübt! Deine Schilderung könnte mich fast verleiten, diesen vom Himmel herniedergestiegenen Genius der Natur schauen zu wollen, wenn ich nicht einen

unüberwindlichen Abscheu vor den Charlatanen hätte! Aber, Gelagin, Du kannst mir zuweilen Bericht erstatten über das, was er hier in Petersburg treibt. Wenn Du dann wirklich die Ueberzeugung gewinnst, daß er Gold und Brillanten schaffen kann, und wenn Du das Lebenselixir an Dir erprobt hast, so melde es mir, und wir wollen dann weiter von Cagliostro sprechen. Jetzt aber, Gelagin, begib Dich eilends zu der Signora und melde ihr, daß ich sie sofort zu sehen wünsche!"

„Kaiserliche Majestät", flötete der Minister, sich tief verneigend, „Sie hatten früher die Gnade, mir zu sagen, daß die Signora gleich hierher in das Winterpalais kommen solle, sobald sie in Petersburg einträfe. Dem Befehle der Czarina zufolge habe ich also die Dame sofort hierher gebracht!"

„Wie", rief die Kaiserin lachend, „sie befindet sich hier im Winterpalaste?"

„Zu Befehl, Majestät, sie befindet sich draußen in der Antichambre und erwartet den Ruf der Czarina! Ich wußte ja, um welche Stunde sie hier eintreffen würde, meine Posten machten mir Meldung, sobald sie dem Thore sich näherte. So begab ich mich denn selbst nach dem Thore und befahl dem Kutscher, hierher zu fahren!"

Digitized by Google

Die Kaiſerin lachte hell auf, und Orlow ſtimmte ein in ihr fröhliches Lachen.

„Das iſt wirklich genial! Die Signora kommt von einer langen Reiſe hier an, und Gelagin hat den klugen Einfall, ihr ſofort von unſerer ruſſiſchen Selbſtherrlichkeit einen ziemlich ſchlagenden Beweis zu geben. Nun, ich erwarte die Signora!“

Bald öffnete ſich die Thür, und auf der Schwelle erſchien die hohe Geſtalt der Signora Katharina Gabrieli. Aber nicht ehrfurchtsvoll, wie Gelagin, blieb ſie in der Thür ſtehen, ſondern haſtig trat ſie ein und ſchritt gerade zu der Czarina hin, die faſt mit verwundertem Ausdruck ihr entgegenblickte.

Dicht vor der Kaiſerin blieb die Signora ſtehen und machte eine tiefe, kunſtgerechte Verbeugung. Dann aber richtete ſie ſich wieder empor und hob das Auge zu jener auf, nicht mit dem Blick einer demüthigen, beſcheidenen Sängerin, ſondern mit dem ſtolzen Ausdruck einer beleidigten Schönen, einer Fürſtin, die in ihrer Majeſtät ſich verletzt fühlt.

„Kaiſerliche Majeſtät“, ſagte ſie mit ruhiger, klangvoller Stimme, „ich beklage es tief, daß ich gleich in dem Momente, da mir zuerſt das Glück zu Theil wird, der großen Czarina gegenüber zu ſtehen, mich zu beſchweren habe!“

„Wirklich? Und weshalb hätte die Signora sich zu beschweren?“ fragte Katharina, indem sie sich langsam auf den Fauteuil niederließ und Orlow mit einem Wink bedeutete, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Ich habe mich zu beschweren, daß man mich jetzt schon zu Eurer Majestät gebracht hat, da es doch sowohl die Ehrfurcht vor der Kaiserin wie auch vor der Sängerin verlangt hätte, daß ich zum mindesten meine Toilette ein wenig ändern durfte!“

„Wozu bedürfte es dessen?“ sagte Katharina achselzuckend. „Ich habe Sie nicht hierher befohlen, um Ihre Toilette zu bewundern, denn ich bin überzeugt, daß Sie aufs glänzendste mit derselben versehen sind, sondern ich habe Sie nach meiner Residenz berufen, um Sie singen zu hören, und Ihre Stimme bedarf hoffentlich nicht der Toilette.“

Ein rascher Blitz aus den großen schwarzen Augen traf das lächelnde Angesicht der Kaiserin.

„Wer weiß, Majestät“, sagte sie. „Es geht der Stimme, wie es jeder Frau geht; und wäre sie noch so schön, noch so erhaben, sie bedarf doch ein wenig der Toilette! Die Toilette der Stimme ist die Ruhe, und deren ist die meine wahrlich sehr benöthigt nach dieser langen, anstrengenden Reise. Denn ich muß Eurer Majestät gestehen, ich meine wohl, alle Leidens-

ſtationen auf dieſem langen Wege von Wien hierher durchgemacht zu haben und hoffe nun im Paradieſe angelangt zu ſein!“

Das Angeſicht der Kaiſerin hatte einen ſtolzern Ausdruck angenommen; ſie fand die ganze Art der Sängerin viel zu familiär. Sie erhob ſich haſtig von ihrem Sitz.

„Sprechen wir gleich von unſern Angelegenheiten“, ſagte ſie lebhaft. „Ich habe Sie kommen laſſen, weil ich begierig war auf Ihre Kunſtfertigkeit, denn man hat mir ſtaunenswerthe Dinge von Ihnen erzählt! Man nennt Sie die Zaubrerin von Italien! Ich ſage Ihnen im voraus, meine Liebe, Sie finden an mir eine ziemlich ungläubige Natur, und es wird Ihnen ſchwer werden, auch mich in Ihre Zauberkreiſe einzuſpinnen!“

„Um ſo größer, Majeſtät, wäre dann mein Ruhm, wenn es mir gelänge!“ rief die Gabrieli, ſtolz ihr Haupt zurückwerfend und mit vollem, offenem Blick der Kaiſerin in das Antlitz ſchauend. Dieſe neigte nur leiſe das Haupt.

„Wir werden ja ſehen“, ſagte ſie. „Laſſen Sie uns zuerſt von dem Wichtigſten ſprechen! Ich habe mir vorbehalten, mit Ihnen ſelbſt über Ihre Gage zu verhandeln!“

„Ihre Majeſtät ſehen, daß ich darauf kein großes Gewicht gelegt habe, denn ich bin gekommen, obwohl die Gage als ein unbeſtimmtes Etwas noch in der Luft ſchwebte! Ich vertraute aber auf meine Kunſt und auf den großen Sinn der Czarina!“

„Sie ſollen ſich in Ihrem Vertrauen nicht getäuſcht haben!“ rief die Kaiſerin mit ſtolzer Miene. „Wir wollen gleich unſere Verhandlungen beginnen und auch beendigen. Ich will Sie ſingen hören und dann Ihre Gage beſtimmen! Kommen Sie, wir wollen in das Muſikzimmer gehen!“

„Majeſtät“, rief die Gabrieli erſtaunt, „jetzt ſoll ich ſingen?“

„Nun“, ſagte die Kaiſerin, „ich meine, ich könnte Ihnen keine größere Schmeichelei über Ihre Stimme machen, denn ich bilde mir ein, daß dieſelbe durchaus keiner Toilette bedarf! Kommen Sie! Gib mir Deinen Arm, Orlow!“

Sie winkte nach der Thür hin, und Graf Gelagin beeilte ſich, vor ihr her nach der Thür zu tänzeln und ſie zu öffnen.

Die Kaiſerin, am Arme des Grafen Orlow, begab ſich in den Muſikſaal. Die Signora Gabrieli aber war anfangs mit erzürnten Blicken in dem Kabinet ſtehen geblieben, ſie ſchien mit ſich zu kämpfen, ob ſie dem

ſtolzen Befehl der Kaiſerin Genüge leiſten ſollte. Dann überwand ſie ihren Unwillen und mit entſchloſſenem Schritte folgte ſie der Kaiſerin.

Gelagin hatte ſchon, als Katharina eintrat, den Flügel geöffnet und Graf Orlow die Kaiſerin nach dem Divan geführt, auf welchem ſie ſich niederließ.

„Singen Sie alſo, Signora", befahl die Czarina. „Singen Sie und betrachten Sie uns als den Areopagus, der über Ihre Kunſt ſein Urtheil fällen wird!"

Die Signora verneigte ſich tief. „Ich kann mich heute rühmen, Majeſtät, daß ich das erhabenſte Publikum von ganz Europa vor mir habe. Aber um vor dieſem Publikum ſingen zu können, bedarf es doch noch —"

„Nun, was denn?"

„Bedarf es eines Accompagniſten, Majeſtät!"

„Was iſt das für ein Geſchöpf?" fragte Katharina lächelnd.

„Majeſtät, es iſt ein Geſchöpf in der Art wie ein Miniſter kaiſerlicher Majeſtät. Er hilft uns bei der Ausübung unſerer Kunſt, er iſt unſere rechte und unſere linke Hand, und wir ſind ohne ihn ebenſo hülflos, wie es kaiſerliche Majeſtät ohne Sklaven — oder Ihre Miniſter ſind!"

„Das Gleichniß paßt nicht, mein Kind", ſagte die

Kaiſerin trocken, „wir regieren durch unſer Selbſt. Die Czarina iſt Selbſtherrſcherin. Es will mir aber nicht ziemlich erſcheinen, daß die Signora ihre Beiſpiele immer ſo hoch hinauf ſucht! Nun, Sie wird ſchon lernen, meine Liebe, ſich unſern Sitten und Gebräuchen zu fügen! Was aber den Accompagneur betrifft, ſo muß ich bitten, daß Sie ihn heute mit ihrer eigenen Perſon vertreten!“

„Unmöglich!“ rief die Gabrieli heftig. „Man kann nicht zugleich ſingen und ſpielen! Das iſt eine Forderung, welche noch Niemand an mich geſtellt hat! Wenn Majeſtät befehlen, daß ich ſingen ſoll, ſo muß ich bitten, auch meinen Accompagniſten zu befehlen!“

Gelagin war indeſſen ehrfurchtsvoll zu der Kaiſerin herangeſchlüpft und hatte ihr einige Worte in das Ohr geflüſtert. Die Kaiſerin nickte.

„Ja, laß den Menſchen heraufkommen!“ Und während Gelagin nun aus dem Saale eilte, wandte die Kaiſerin ſich zu der Signora hin. „Der Miniſter meldet mir, daß er Ihr Gefolge, denn es hat der Signora beliebt, mit einem Gefolge wie eine Fürſtin zu reiſen, mit hierher gebracht. Sicherlich befindet ſich unter Ihren Leuten der Menſch, deſſen Sie bedürfen, ein Accompagniſt!“

„Ja“, antwortete die Signora, „es befindet ſich

unter meinem Dienſtperſonal ein Accompagniſt, der zugleich mein Secretär iſt. Mein Freund, der Fürſt Kaunitz, hat ihn mir als einen zuverläſſigen Mann empfohlen und mir ihn nachgeſandt."

„Ah, Sie rühmen ſich der Freundſchaft des Fürſten Kaunitz!" rief die Czarina.

Die Signora verneigte ſich ein wenig. „Majeſtät", ſagte ſie mit einem ſtolzen Lächeln, „der Fürſt von Kaunitz rühmt ſich in der That meiner Freundſchaft, und er iſt der einzige Mann, den ich nicht als einen Uebermüthigen dementire, wenn er es thut!"

Die Kaiſerin lächelte, beluſtigt, wie es ſchien, von den ſtolzen Worten der Sängerin.

„Sie würden alſo nicht Jedem die Erlaubniß ertheilen, ſich Ihren Freund zu nennen?"

„Nein, Majeſtät, weil es nur ſehr wenige Männer gibt, welche ich meiner Freundſchaft für würdig erachten könnte!"

„Ah, Graf Orlow", rief Katharina, ſich ihrem Günſtling zuwendend, „hören Sie nur! Ich bin doch begierig, zu wiſſen, ob Sie ſolcher hohen Ausnahmeſtellung gewürdigt werden könnten!"

„Aber ich", rief Orlow haſtig, mit einem zornigen Blick auf die übermüthige Sängerin, „ich geſtehe, daß ich durchaus nicht begierig bin, mich eines ſolchen Titels

würdig zu zeigen! Eure Majestät wissen, daß ich nichts von der Kunst des Klimperns und Pfeifens verstehe, und ich bekenne, daß ich auch sehr wenig davon halte, und daß es mir ganz gleich ist, ob mein Jagdhund heult oder eine Signora singt! Es gibt für mich nur eine Musik, das ist die Stimme meiner Kaiserin!"

Tiefe Purpurröthe war einen Moment über das Antlitz der Sängerin bei den Worten des Grafen hingezogen. Sie öffnete schon die Lippen zu einer heftigen Erwiderung, dann schloß sie sie wieder und ballte krampfhaft die Hände in einander, als wolle sie sich selber zusammenraffen.

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und hinter dem Minister Gelagin trat ein junger, hochgewachsener, schöner Mann ein. Die Kaiserin wandte ein wenig das Haupt zu ihm hin.

„Sie sind der Accompagnist der Signora Gabrieli?"

Er verneigte sich tief.

„Nun, Signora, beginnen Sie!" befahl die Kaiserin.

Die Signora winkte mit einer gebieterischen Handbewegung den Accompagnisten zu sich heran und flüsterte mit ihm. Dann, während sich dieser an dem Flügel niederließ, löste sie mit einer raschen Bewegung

den Gürtel, welcher den Pelzmantel zusammenhielt, ließ diesen zu ihren Füßen niedersinken und stand nun da in enganschließendem blauen Seidengewande, das an seinen untern Enden prachtvoll mit Silberstickerei geziert und sehr wohl geeignet war, für eine glänzende Gesellschaftstoilette zu gelten.

„Majestät", sagte die Gabrieli, „nochmals bitte ich um Entschuldigung wegen meines einfachen Reisekleides, das durchaus nicht würdig ist, sich im Saale der Czarina bemerkbar zu machen! Wenn es Eurer Majestät jetzt gefällig ist, beginnen wir."

Die Kaiserin nickte leicht mit dem stolzen Haupt. „Ja, beginnen Sie und, Signora, bedenken Sie auch, daß sich nach Ihrer Kunstfertigkeit die Gage richtet!"

Die Gabrieli zuckte zusammen, aber sie schwieg. Der junge Mann hatte jetzt leise auf den Tasten einige Accorde angeschlagen und spielte die Introduction.

Und jetzt hub Signora Gabrieli an zu singen. Leise anfangs, in sanft schwellenden Tönen sang sie das Recitativ; stolz und triumphirend ward ihre Miene, die Augen flammten, und jubelnd schmetterte ihre Stimme, als sie darauf die Arie begann: „Sono regina e sono amante."

Die Kaiserin schaute erstaunt zu ihr hin. Ja, sie

ſah aus wie eine Königin und ſie war es auch werth, geliebt zu ſein; ſie verdiente die Bewunderung der ganzen Welt.

Die Czarina dachte groß genug, um ſich das in ihrem Herzen einzugeſtehen, und ſie liebte auch die Muſik zu ſehr, um nicht von dieſem wundervollen Geſange, von dieſer Virtuoſität und dieſer herrlichen Stimme ſich hinreißen zu laſſen.

„Brava, brava, Signora", rief ſie entzückt, als die Gabrieli geendet hatte.

„Brava, brava", wiederholte ſie. „Nicht wahr, Orlow, das iſt in der That eine prächtige Stimme? Und welche Glut des Vortrags und welche Kunſtfertigkeit! Signora, ich mache Ihnen mein Compliment! Sie ſind wirklich eine Künſtlerin, und ich begreife ſehr wohl, daß Sie überall Enthuſiasmus erregten. Sage doch, Orlow, biſt Du nicht auch entzückt?"

„Ich?" fragte Orlow, der mit gleichgültiger Miene und ohne die Augen zu erheben neben der Kaiſerin geſeſſen, „ich entzückt? Ich bin es in dieſem Augenblick, Czarina, da ich Dich anſchaue."

Katharina ſchüttelte ihr Haupt und lächelte. „Nein, mein Orlow, ich verlange von Dir, daß Du entzückt ſein ſollſt von der Künſtlerin, der Sängerin."

„Nun ja", ſagte Orlow, „ſie verſteht ſehr gut zu

zwitſchern, und wäreſt Du nicht neben mir, Majeſtät, ſo hätte ich glauben mögen, mich auf meinen Gütern in der Krim zu befinden, wo die Lerchen und die Dompfaffen zwitſchern und jubiliren. Aber wahrlich, die verſtehen es doch noch beſſer als die Sängerin."

„Ach, Graf, Du verſtehſt nichts davon", ſagte Katharina mit einem ſanften Lächeln. „Du biſt in Allem, was die Muſik betrifft, ein Barbar! Aber die Signora Gabrieli hat ſo wundervoll geſungen, daß ich von Dir verlange, Du ſollſt auch entzückt ſein und ſollſt auch der Signora, wie ich, Deine Bewunderung ausdrücken."

„Nun denn", ſagte Orlow, ſich mit einer halben Bewegung ſeines Hauptes an die Sängerin wendend, „nun denn, Sie haben recht gut geſungen, meine Kleine."

Die Gabrieli bebte leiſe zuſammen und wandte das Haupt zurück, als ſuche ſie hinter ſich die Kleine, zu welcher Graf Orlow geſprochen.

„Haben Sie nicht gehört?" fragte er mit lauterer, faſt drohender Stimme. „Haben Sie nicht gehört? Ich mache Ihnen mein Compliment, liebe Kleine."

„Ich habe Ihre Worte gehört, mein Herr", ſagte die Gabrieli in ruhigem, feſtem Ton, „ich habe Ihre Worte gehört, aber ich weiß auch, daß ſie nicht an

mich gerichtet ſind! Denn ich bin nicht klein, ich bin, wie Sie ſehen, ziemlich lang gewachſen und ich bin außerdem eine große Sängerin! Folglich ſprach Graf Orlow nicht zu mir."

„Signora", rief Orlow mit ſchnell aufflammendem Zorn, „Signora —"

Aber die Kaiſerin legte ſanft ihre Hand auf ſeinen Arm. „Ruhig, Orlow, wir haben jetzt die Sängerin geprüft, und ich bekenne es freimüthig, daß ich ſie für die erſte Künſtlerin Europas halte. Und jetzt, Mademoiſelle, wollen wir von dem ſprechen, was für Sie die Hauptſache iſt, von Ihrer Gage."

Ein flammender Blitz der ſchwarzen Augen traf wieder das Antlitz der Kaiſerin.

„Majeſtät, ich bitte um Entſchuldigung, nicht die Gage iſt für mich die Hauptſache, ſondern der Ruhm und die Anerkennung Eurer Majeſtät."

Die Czarina lächelte.

„Worte, Mademoiſelle! Sie klingen gut, doch ich denke, auch unſere ruſſiſchen Rubel werden einen guten Klang bei Ihnen haben. Nun, ſagen Sie, wie viel Gage begehren Sie? Ich wünſche Sie auf ein Jahr an Petersburg zu feſſeln, alſo wie viel, Signora? Sie wiſſen, ich habe Ihnen meine Achtung und mein Vertrauen bewieſen, indem ich, ohne Sie geſehen zu

haben, Sie hierher berief. Nun laſſen Sie uns den wichtigſten Punkt raſch beenden! Wie viel Gage alſo für das Jahr?"

„Majeſtät, das iſt einzig Sache meines Secretärs", erwiderte die Gabrieli ſtolz, indem ſie auf den jungen Mann deutete, der hinter ihr ſtand. „Ich erlaube mir zu bemerken, daß er über dieſen Punkt, über welchen ich niemals ſpreche, zu verhandeln hat."

Die Kaiſerin preßte die Lippen aufeinander.

„Nun denn", rief ſie gebieteriſch, „wie viel?"

„Majeſtät, zu Befehl", ſagte der junge Mann, ſich tief verneigend, „die Signora Gabrieli beanſprucht für dies Jahr, in welchem ſie ſich verpflichtet, zweimal in der Woche in Petersburg zu ſingen, eine Jahresgage von fünftauſend Ducaten."

Die Kaiſerin ſprang von ihrem Sitze empor. „Wie? Habe ich recht gehört? Eine Jahresgage von fünftauſend Ducaten? Antworten Sie ſelbſt, Signora, iſt das Ihre Forderung?"

„Zu Befehl, Majeſtät, mein Secretär hat ſeine ganz beſtimmten Weiſungen."

„Fünftauſend Ducaten!" wiederholte die Kaiſerin. „Aber das iſt ja ein Gehalt, wie ich ihn meinen Feldmarſchällen gebe."

„Nun, Majeſtät", erwiderte die Gabrieli, ſich tief

verneigend, „dann bitte ich nur, daß Sie auch Ihre Feldmarschälle wollen singen lassen.“ *)

Die Kaiserin zwang ein Lächeln auf ihre Lippen.

„Sie haben Recht, sich bei mir so theuer als möglich zu verkaufen, nachdem Sie es vielleicht anderswo billiger gethan“, sagte sie mit einem schneidenden Hohn in ihrer Stimme. „Doch es sei, ich bewillige Ihnen die Forderung, und Sie sollen dafür zweimal wöchentlich in der Oper singen. Nun aber sind Sie meine Unterthanin! Ich rathe Ihnen, sich als solche zu fühlen und mich durch Ihren Pflichteifer zufrieden zu stellen. Sie sind entlassen, Signora Gabrieli, und morgen Abend in der Oper wollen wir Ihre Kunstfertigkeit aufs neue bewundern.“

Die Sängerin näherte sich der Kaiserin mit vollkommener Ruhe, und dicht vor ihr erst neigte sie sich tief.

„Ich habe die Ehre, mich zu verabschieden, und ich werde morgen hoffentlich die Zufriedenheit Eurer Majestät zu verdienen wissen.“

Dann richtete sie sich wieder empor, und langsam das Haupt zu Orlow hinwendend, sagte sie mit fast gebieterischer Stimme: „Herr Graf, ich bitte um Ihren Arm.“

---

*) Der Gabrieli eigene Worte.

Der Graf sah sie befremdet und erstaunt an.

„Wie, was sagten Sie, Signora?“

„Ich sagte, daß ich um Ihren Arm bitte, damit Sie mich zu meinem Wagen geleiten.“

Die Kaiserin lachte hell auf, während eine dunkle Zornesglut einen Moment das Antlitz des Grafen überzog.

„Du mußt ihr vergeben, Orlow“, sagte die Kaiserin immer noch lachend. „Die Signora kommt aus einer andern Welt, aus einer Welt, wo die Künstlerinnen den Fürstinnen gleich stehen. Sagen Sie mir doch, Signora, man hat mir erzählt von der wahnsinnigen Leidenschaft, welche der Fürst von Parma zu Ihnen hegte, ist das begründet?“

„Majestät“, erwiderte die Signora, „ich würde das Geheimniß eines Herzens nie verrathen. Aber der arme gute Fürst hat es freilich selbst in die Welt ausgeplaudert, und so darf ich es zugestehen. Ja, er war für mich von einer unglücklichen Liebe erfüllt.“

„Von einer unglücklichen?“ fragte Katharina mit leisem Spott. „Lassen Sie Ihre Anbeter in unglücklicher Liebe schmachten?“

„Es scheint, Majestät, daß ich darin eine Ausnahme mache von vielen Frauen. Ich folge nur meinem Herzen. Ich liebte den Fürsten von Parma nicht,

und die empörenden Ausschreitungen seiner Leidenschaft waren in der That nicht geeignet, Liebe in mir zu erwecken."

„Man erzählt, daß er in einem Anfall von Eifersucht und blindem Zorn Sie verhaften ließ. Ist das wahr, Signora?"

„Ja, Majestät, es ist leider wahr; der Fürst vergaß sich so sehr, daß er mich eines Tages, als ich aus der Oper heimkehrte, verhaften ließ."

„Und man führte Sie in ein Gefängniß, das wie ein Feenpalast ausgeschmückt war? Sie fanden eine Schaar von Dienern, kostbare Möbel, prächtige Schmucksachen und waren wie die Königin in einem Märchenschloß? Ist das Alles wahr?"

„Es ist Alles wahr, Majestät."

„Und dennoch erhörten Sie den Fürsten nicht, Signora? Alle diese Beweise seiner Leidenschaft konnten Sie nicht erweichen?"

„Nein, Majestät, ich liebte ihn eben nicht."

„Wie?" rief die Kaiserin lächelnd. „War denn der portugiesische Gesandte, um dessentwillen der Fürst so eifersüchtig war, so viel reicher als?"

Die Signora schrak zusammen, als fühle sie sich von dem Stich einer Natter getroffen. Mit herausforderndem Blick schaute sie in das Antlitz der Kaiserin;

ſchon öffnete ſie den Mund zu einem heftigen Wort, dann aber preßte ſie die roſigen Lippen feſt aufeinander, ohne ein Wort der Erwiderung.

Die Augen der Kaiſerin ruhten mit einem Blick voll ſtolzer Verachtung auf ihr; dann, als die Signora immer noch ſchwieg, neigte ſie leiſe das Haupt.

„Auf morgen alſo, Signora Gabrieli.“

„Auf morgen, Majeſtät“, ſagte dieſe, kaum im Stande, ihren Zorn zurückzuhalten. „Ich wiederhole, Graf Orlow, geben Sie mir Ihren Arm, um mich zum Wagen zu geleiten.“

Die Kaiſerin lachte wieder hell auf. „Ich bitte Dich, Orlow, thue der Sängerin den Gefallen.“

„Da Du es befiehlſt, Czarina, ſoll es geſchehen“, erwiderte der Graf und mit einem zornigen Blick auf das lächelnde Antlitz der Signora reichte er ihr den Arm.

Sie nahm ihn mit vollkommener Ruhe an, neigte ſich noch einmal vor der Kaiſerin und ſchritt an der Seite des Grafen hinaus.

Ihr folgte geſenkten Hauptes der Accompagniſt und Secretär. Schweigend gingen ſie durch die Reihen der Gemächer; Graf Orlow wandte kein Auge auf ſie.

Jetzt, da ſie den Corridor betraten, blieb die Gabrieli ſtehen.

„Warten Sie einen Moment, Herr Graf“, ſagte

sie. „Ich muß Ihnen überhaupt bemerklich machen, daß Sie für eine Dame viel zu schnell gehen. Sie schreiten hier in Rußland ziemlich rasch vorwärts, wie mir scheint. Wir in der übrigen civilisirten Welt, wir gehen leiser und vorsichtiger unsern Weg!“

„Ich rathe Ihnen, meine Kleine, daß Sie auch hier vorsichtig gehen“, sagte Orlow rauh. „Doch haben Sie Recht, wenn mir das rasche Vorwärtsschreiten paßt, so ist das allerdings nicht für Sie.“

„Sie sprachen da schon wieder ein Wort, Herr Graf, das mir nicht gefällt“, erwiderte die Sängerin stolz. „Sie nannten mich zum andern Male Ihre Kleine. Ich will Ihnen aber etwas sagen, Graf Orlow, Sie werden eines Tages meine Größe erkennen, und ich prophezeie Ihnen: riesengroß wird mein Bild in Ihrem Herzen thronen.“

Graf Orlow lachte laut auf. „Wie meinen Sie das?“

Sie neigte sich ein wenig zu ihm. „Ich meine, daß Sie mich lieben werden, Graf Orlow, und daß ich dann Ihnen wie eine aufgehende Sonne erscheinen werde, die Ihre Augen blendet.“

Er schaute sie fragend und befremdet an, als meine er, sie wage es, mit ihm zu scherzen; aber ihr Angesicht war ernst und ihr flammendes Auge mit

einem seltsamen Ausdruck auf ihn gerichtet. „Ja“, sagte sie leise, ihm zunickend, „ja, Graf Orlow, Sie werden mich lieben.“

Er lachte wieder. „Nun wahrlich, das ist eine Anmaßung, die in ihrer Ungeheuerlichkeit meine Bewunderung erregt! Ich Sie lieben! Ich sage Ihnen, Signora, ich bin kein Kunstenthusiast und ich halte nichts von dem Klimpern und Zirpen.“

„Es ist möglich, Herr Graf“, erwiderte sie ruhig, „daß Sie die Kunst nicht lieben, aber zu den Füßen der Künstlerin werden Sie doch bald um einen Blick der Gnade flehen.“

„Wirklich?“ fragte er höhnend. „Zu Ihren Füßen? Und Sie? Was werden Sie dann thun?“

„Ich, Herr Graf, werde Sie zu meinen Füßen liegen lassen, ohne Sie so huldvoll anzusehen, wie es vielleicht Fürstinnen und Kaiserinnen thun mögen. Ich aber, Katharina Gabrieli, ich dünke mich mehr als eine Fürstin und eine Kaiserin; ich wäre im Stande, den Bettler, den ich liebe, zu mir zu erheben, ich werde auch im Stande sein, den Grafen Orlow, den ich nicht liebe, im Staube zu meinen Füßen liegen zu lassen! Das merken Sie sich, Graf, und vergessen Sie nie, daß ich Sie gewarnt habe! So, nun lassen Sie uns weiter gehen!“

Sie nahm mit gebieterischer, stolzer Ruhe wieder seinen Arm und sie schritten den Corridor entlang.

Er schwieg, sprachlos vor Erstaunen oder Zorn. Er schwieg und nur zuweilen wandte er mit einer hastigen Bewegung das Haupt zur Seite und blickte auf die lächelnde Schöne, die so sicher und selbstbewußt an seiner Seite ging und die es gewagt hatte, dem Günstling der Kaiserin, dem von allen gefürchteten Favoriten so höhnische Worte zu sagen.

Als sie die Treppe hinabgestiegen waren, blieb Orlow stehen und heftete seine großen braunen Augen fest auf die Signora.

„Sprachen Sie im Ernst, Signora? Sie glauben wirklich, daß der Graf Orlow sich so weit vergessen könnte, Sie zu lieben?"

„Ich sprach im Ernst, Graf, und ich beklage Sie schon im voraus! Sie werden mich lieben, und ich, ich werde Ihre Liebe nicht erwidern."

Sie neigte sich tief und ließ seinen Arm los. „Kehren Sie nun zurück zu Ihrer Kaiserin und Sie, mein Freund, geleiten Sie mich zum Wagen."

Sie nahm den Arm des Secretärs und ging rasch mit ihm nach der Vorhalle, wo die Wagen warteten.

Neuntes Kapitel.

Zwei Kaiserinnen Katharina.

Seit dem Abende, an welchem Signora Katharina Gabrieli in Guadagni's Oper debütirt und zum ersten Mal vor dem entzückt lauschenden Publikum die große Arie „Sono regina e sono amante" gesungen, war die Kaiserin nicht wieder in der Oper erschienen. Ihr Geist war mit den ernsten Angelegenheiten ihrer Regierung beschäftigt, und große weitschauende Pläne nahmen ihr ganzes Interesse in Anspruch.

Auch an dem Benefizabend der Gabrieli war die Kaiserin nicht in ihrer Loge erschienen, aber auf ihren Befehl hatte der Großfürst Paul der Vorstellung beigewohnt.

Am Morgen nach dem Benefiz ließ die Kaiserin sich von den Begebenheiten des Theaterabends erzählen.

Es war die Stunde des Dejeuners, die wichtigſte für den ganzen Hof, denn ſie beſtimmte, je nachdem die Berichte, die ſie am Morgen las oder durch den Polizeiminiſter vernahm, angenehmer oder unangenehmer Natur waren, die Laune der Kaiſerin für den ganzen Tag.

Heute ſchienen die Berichte alle ſehr friedlicher Art geweſen zu ſein, denn das Antlitz der Kaiſerin ſtrahlte in heiterem Glanze, als Graf Orlow in das Gemach trat.

„Du kommſt zur rechten Zeit, Gregor", ſagte die Kaiſerin lächelnd, während er vor ihr auf das Knie ſank und ihre Hand an ſeine Lippen drückte, „zur rechten Zeit, um von den Neuigkeiten zu hören, welche die Gräfin Pratow uns mittheilt. Die Gräfin erzählt uns ſo eben von dem geſtrigen Abend, von der Oper!"

„Ach, von der Oper", ſagte Orlow nachläſſig „Von der Oper! Mir ſcheint, das iſt das Langweiligſte, was es in ganz Europa gibt, und ich danke Gott, daß Du nicht hingingſt, Czarina, und mich dadurch von der Laſt befreiteſt, dem Gezwitſcher zuzuhören!"

„Du biſt der Einzige, Graf Orlow, der ſo denkt! Die Pratow kann Dir erzählen, daß es geſtern ein wahrer Sturm des Entzückens und Beifalls war!"

„Ich fürchte, die Gräfin übertreibt ein wenig!“ ſagte Orlow. „Ich kann mir nicht denken, daß unſere Herren plötzlich in Affen und Narren ſich verwandelt haben.“

„Ich übertrieb in meinem Berichte durchaus nicht“, nahm die Gräfin Pratow das Wort; „die Signora hat alle Urſache, mit dem Erfolg des Abends zufrieden zu ſein. Sie nahm übrigens den Enthuſiasmus wie einen ſchuldigen Tribut entgegen und behielt auch dieſen ſtolzen Ausdruck, als ihr am Schluß des erſten Actes die Geſchenke auf die Bühne gebracht wurden. Die Bühne ſtrahlte von Gold und Geſchmeide, die Brillanten Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät —“

Die Kaiſerin unterbrach ſie. „Ich habe ihr das herkömmliche Geſchenk gemacht. Und Du, Orlow, was haſt Du der Signora gegeben?“

„Ich, Majeſtät?“ ſagte er, anſcheinend mit Verwunderung. „Wahrhaftig, ich meinte, ich hätte ihr genug geſchenkt, daß ich Deinem Befehle zufolge alle Abende ihren Vorſtellungen beigewohnt habe.“

„Wie?“ fragte Katharina erſtaunt. „Du haſt der Signora zu ihrem Benefiz nichts geſchickt?“

„Nein, wahrlich nicht!“ rief der Graf. „Soll Orlow vor andern Cavalieren Deines Hofes nicht den Vorzug haben, daß er nicht Alles zu thun braucht, was

die Andern auch thun? Und außerdem, Czarina, wem der Sonnenglanz Deiner Gnade leuchtet, der ist für alles Uebrige blind!"

„Es ist mir doch nicht lieb, Gregor", sagte die Kaiserin mit einer leichten Wolke auf der Stirn. „Ich wünschte, Du wärst meinem Beispiel gefolgt! Es ist nun einmal so der Brauch, und ich will nicht, daß man Dich für geizig hält!"

„Majestät, nicht aus Geiz, sondern nur aus Nachlässigkeit habe ich es versäumt! Aber ich werde das Versäumte nachholen. He, Petrowitsch, geh' und sage dem Serje, meinem Kammerdiener, er solle Dir meine Diamanten geben, und dann bringe sie mir hierher."

Er hatte das zu einem jungen Grafen, Pagen der Kaiserin, gesagt und winkte mit einer gebieterischen Bewegung nach der Thür hin. Der Page erblaßte und senkte die Augen nieder, aber er folgte dem Befehle Orlow's nicht.

„Nun, bist Du taub?" rief Orlow. „Ich sagte Dir, Du solltest gehen und dem Serje meinen Befehl hinterbringen! So gehe also!"

Die Kaiserin las auf dem Antlitz des jungen Grafen den innern Groll und die Empörung. Sie wandte sich lächelnd zu ihm: „Ich bitte Dich, Petrowitsch, geh' und thue, um was Graf Orlow Dich bat!"

Der Page verneigte ſich tief und eilte hinaus, aber zwiſchen den Portièren und von ihnen verborgen ſchüttelte er die geballte Hand nach dem Zimmer hin und flüſterte: „Die Rache für Deinen Uebermuth wird nicht ausbleiben. Auch Deine Stunde ſchlägt dereinſt, Gregor Orlow!“

Aber wie er aus den kaiſerlichen Gemächern in die Antichambre trat, wo die Hofbeamten harrten, war ſein Antlitz wieder lächelnd und ruhig. Einige Minuten ſpäter kehrte er mit einem Korbe in der Hand zurück.

„Nun bitt' ich Dich, Czarina“, rief Orlow, „habe die Gnade, unter dieſen Kleinodien zu wählen, und das erſte beſte, was Deinen Beifall hat, das will ich der Signora Gabrieli ſchicken. Mir iſt's gleichgültig, was ſie bekommt, und Alles iſt ſchön und unſchätzbar, was Deiner Augen Strahl getroffen hat, Czarina!“

Die Kaiſerin lächelte, nahm ein Etui nach dem andern aus dem Korbe und öffnete es. Wie das funkelte und blitzte! Selbſt die Kaiſerin ſtaunte zuweilen über die Menge köſtlicher Juwelen, die ſchwarzen Perlen, die roſigen Diamanten.

Jetzt hatte ſie das letzte Etui geöffnet; es enthielt einen koſtbaren Schmuck von türkiſchen Rubinen, mit großen Diamanten eingefaßt. Die Hofdamen alle

brachen in laute Bewunderung aus, der Kaiserin Augen ruhten unverwandt auf dem Kleinod, und sie gewahrte deshalb nicht den forschenden Blick, welchen Graf Orlow jetzt auf sie warf.

„Das ist der schönste Schmuck von allen", sagte sie, „darum meine ich, Gregor, Du sollst diesen der Signora schicken, Du darfst von Niemand übertroffen werden."

Gregor verneigte sich. „Es soll Alles so geschehen, wie Du befiehlst! Serje wird den Schmuck zur Sängerin tragen. Du erlaubst, Czarina, daß ich zurückkehre?"

Sie nickte ihm zu, und er verließ das Gemach. Aber sowie er sich allein sah, zog er hastig aus seiner Brusttasche ein zweites Etui hervor. Ein kleines Etui, das nur einen Ring enthielt, aber mit einem Solitär von unschätzbarem Werthe, ein Geschenk des Sultans.

Graf Orlow legte auch diesen kostbaren Ring noch in das Etui, das die Kaiserin ausgewählt hatte.

Nach kurzer Zeit kehrte er zu der Kaiserin zurück, die mit holdseligem Lächeln ihn empfing und ihn niedersitzen hieß an ihrer Seite. Die Gräfin Pratow fuhr nun auf einen Wink Katharina's in ihren Erzählungen fort. Sie erzählte, wie man nachgerechnet habe, daß

die Gabrieli mindeſtens für dreihunderttauſend Rubel an Werth geſtern Abend erhalten. Sie erzählte ferner, daß die Signora außerordentlich freigebig ſei gegen die Armen und daß ſie täglich ganze Berge von Bittſchriften erhalte und niemals eine derſelben unbeantwortet laſſe, ſondern ſtets bereit ſei, zu geben.

„Das macht, ſie iſt auch ſtets bereit, zu nehmen“, ſagte die Kaiſerin ſtolz.

„Und die Narren ſind auch ſtets bereit, ihr zu geben!“ lachte Orlow achſelzuckend.

„Jawohl, ſtets bereit, zu geben“, beſtätigte die Gräfin. „Es wimmelt jeden Morgen in den Vorzimmern der Signora von Cavalieren. Sie hat einen Hofhalt wie eine Fürſtin. Ihre Empfangsſtunde iſt um zwölf Uhr, und doch läßt ſie die Cavaliere oft drei bis vier Stunden warten!“

„Und ſie warten auch ſo lange?“ fragte Orlow.

„Ja, Graf Orlow, ſie warten. Das iſt jetzt ſo Sitte bei den Künſtlerinnen, und es gehört für ſie zum guten Ton, daß ihr Vorzimmer angefüllt iſt mit Cavalieren und daß ſie dieſelben antichambriren laſſen!“

„Sie ſollte es nicht wagen, mit ſolcher Inſolenz mir entgegen zu treten!“ rief Graf Orlow.

„Ich fürchte“, bemerkte die Gräfin Pratow, „Signora Gabrieli hat vor Niemand und vor nichts Reſpekt. Sie wagt Alles, und ich glaube, ſie wäre im Stande, auch Sie, Herr Graf, warten zu laſſen.“

Graf Orlow ſprang erzürnt empor. „Wie? Sie glauben, Gräfin, die Signora würde auch mich warten laſſen?“

„Ja, Herr Graf, ich bin ſogar überzeugt davon!“

Graf Orlow wandte ſich erzürnt zu der Kaiſerin hin. „Czarina, ich bitte Dich, ſchicke mich zu ihr! Ich will ihr beweiſen, daß für mich keine Thür verſchloſſen iſt, beſonders wenn ich im Auftrage meiner Kaiſerin komme! Erzeige mir die Gnade, ſende mich zu ihr!“

„Wohl, Du haſt Recht! Wir wollen ſehen, ob die Signora es wagt, auch meinen Boten, den Grafen Orlow zurückzuweiſen! Gehe hin und melde ihr, daß ich ſie morgen bei mir ſehen will! Sie ſoll morgen während der Tafel ſingen! Das melde ihr! Gehe!“

„Ja, ich gehe und hoffe, bald Dir melden zu können, daß man den Grafen Gregor Orlow nicht warten läßt, wenn er anklopft im Namen der Kaiſerin!“

„Und auch in seinem eigenen Namen, hoffe ich“, lächelte Katharina, indem sie ihm die Hand darreichte. Er drückte diese Hand an seine Lippen und verließ dann das Gemach.

Zehntes Kapitel.

Haß oder Liebe?

Es war wirklich, wie die Gräfin Pratow gesagt hatte. Im Vorsaal, der zu den Gemächern der Sängerin führte, waren die Träger der stolzesten Namen versammelt und warteten, warteten bereits seit einer Stunde auf das Erscheinen der Signora.

Die Gabrieli selbst saß indessen in ihrem Gemach vor den Bittschriften, die heute wie an jedem Morgen eingelaufen waren. Unweit von ihr am Schreibtisch saß ihr Secretär Werner. Ihr Antlitz trug heute den Ausdruck der Müdigkeit und Erschöpfung, und in ihren schwarzen Augen blitzte ein düsteres Feuer.

„Jetzt sind wir fertig, Werner", sagte sie, als sie das letzte Schriftstück erledigt hatte.

„Fertig bis morgen!“ erwiderte er mit einem leiſen Lächeln. „Wir fangen morgen da an, wo wir heute aufgehört haben, und Ihre mildthätige Hand, die ſich heute ſchließt, wird ſich morgen zu neuen Wohlthaten aufthun! Ich erlaube mir indeß zu bemerken, Signora, daß Ihre Wohlthätigkeit ſich doch in Grenzen halten müßte. Sie geben mit vollen Händen, und —“

„Und ich empfange auch mit vollen Händen, Herr Werner! Laſſen Sie das, es iſt zuletzt doch meine einzige Zerſtreuung und das Einzige, was mich noch mit mir ſelber und der Welt verſöhnt, daß ich von dem Sündengeld den Armen gebe. Ich fühle mich in dieſem kalten Lande elend und krank im innerſten Herzen und will wenigſtens die kleine Genugthuung haben, daß ich einige Thränen trockne! Ich langweile mich, langweile mich fürchterlich und ſehne mich nach meinem lieben Italien oder auch hinunter in das Grab, denn —“

„Was iſt das?“ unterbrach ſie ſich plötzlich. „Welches Geräuſch?“

„Sie dürfen nicht hinein!“ rief draußen eben eine laute Stimme.

„Ich ſage Ihnen aber, ich habe nicht Zeit und nicht Luſt, hier zu warten!“ entgegnete eine andere

Stimme. „Wenn es den Herren beliebt, zu antichambriren, ich thue es nicht! Ich komme im Namen der Kaiserin und auch in meinem eigenen Namen!“

„Aber, Excellenz, ich wiederhole Ihnen, die Signora ist allein, in ihrem Zimmer und studirt. Sie kann jetzt Niemand empfangen!“

„Sie soll mich empfangen, närrisches Kind! Die Signora ist allein? Nun wohl, so werde ich ihr Gesellschaft leisten! Fort da!“

Die Thür wurde hastig aufgerissen, und in derselben erschien die hohe Gestalt des Grafen Orlow; hinter ihm sah man die Schaar der Cavaliere.

Graf Orlow warf die Thür zu und ließ dann seine Blicke im Gemach umherwandern.

„Dachte ich es doch! Ihre Zofe sagt, die Signora sei allein, und ich finde Sie in Gesellschaft.“

„Sie irren, Graf Orlow“, sagte die Gabrieli stolz, indem sie ihm ein paar Schritte entgegenging, „ich bin allein, ich arbeitete mit meinem Secretär. Ich meine aber, daß ich wohl das Recht habe, in meinem eigenen Hause mich nicht stören zu lassen, bis es mir gefällt. Indessen, da Sie einmal da sind, Herr Graf, so mögen Sie bleiben, so lange, als Sie Zeit bedürfen, um mir zu sagen, weshalb Sie kommen.“

Orlow sah ihr verwundert in das lächelnde Angesicht.

„Sie fragen mich, weshalb ich komme?“ wiederholte er dann mit einem lauten Lachen, das indeß ein wenig gezwungen klang. „Nun, ich könnte darauf erwidern, daß ich komme wie die andern Cavaliere, Ihnen einen Besuch zu machen!“

„Sie kommen nicht so, Herr Graf! Die andern Herren warten, bis ich sie rufe. Sie aber dringen mit Gewalt hier ein, und daraus schließe ich, daß eine wichtige Botschaft der Kaiserin Sie zu mir führt. Dies allein auch, Herr Graf, könnte Sie entschuldigen.“

„Sie sind in der That sehr gütig, für mich Entschuldigungen zu suchen, aber ich meine, daß ich dergleichen nicht bedarf. Wahrlich, jede Dame in Petersburg würde sich glücklich schätzen, wenn Graf Orlow sie mit seinem Besuch beehrt.“

„Ich bedauere die Damen in Petersburg, wenn sie eine so demüthige Stellung einnehmen“, erwiderte die Gabrieli, „doch lassen Sie uns endlich zur Sache kommen. Was führt Sie zu mir?“

Er schaute sie mit einem seltsamen flammenden Blick an, und wie er dann hastig das Auge von ihr abwandte, traf es den jungen Mann, der ruhig neben dem Schreibtisch stehen geblieben war. „Lassen Sie den Burschen da hinausgehen, Signora, damit ich Ihnen sagen kann, was ich meine.“

„Wen?“ fragte die Sängerin, indem sie mit verwunderter Miene im Zimmer umherschaute. „Ich sehe hier nur zwei Herren, aber keinen Burschen oder Diener.“

„Nun“, lachte Orlow, „so lassen Sie den Herrn Secretär hinausgehen.“

Die Sängerin wandte sich mit einem freundlichen Lächeln zu diesem hin.

„Herr Werner, ich bitte, begeben Sie sich auf kurze Zeit in das anstoßende Gemach. Mein Gespräch mit dem Herrn Grafen wird hoffentlich nicht lange dauern, und dann werden wir unsere Arbeit fortsetzen.“

Der Secretär verneigte sich, aber nur vor der Sängerin, dann ging er an dem Grafen vorüber zu der kleinen Tapetenthür, welche in die innern Gemächer führte, und verließ das Zimmer.

Orlow sah dem jungen Mann mit einem tückischen Blicke nach, dann wendete er, stolz sich aufrichtend, sich zur Sängerin. „Sie fragen, weshalb ich komme, ich will es Ihnen sagen. Ihre Majestät, die Kaiserin, sendet mich her, ich soll der Signora Gabrieli melden, daß morgen ein Galadiner stattfinde und die Signora Gabrieli sich bei demselben einzustellen habe.“

„Die Form der Einladung wird entschuldigt durch

die Ehre derſelben", erwiderte die Gabrieli lächelnd; „Ihre Majeſtät bewilligt mir alſo endlich die Stellung, welche man mir aller Orten als ſelbſtverſtändlich von vornherein einräumte. Sagen Sie Ihrer Majeſtät, daß die Signora Katharina Gabrieli ſich ſehr geehrt fühle durch die Einladung der Kaiſerin Katharina. Ich bitte nur noch, mir die Stunde zu bezeichnen, in welcher ich mich einzufinden habe."

Graf Orlow hatte ihr mit wachſendem Erſtaunen zugehört, aber nun brach er in ein lautes Gelächter aus. „Sie glauben doch nicht, die Majeſtät lade Sie ein, mit den Fürſtinnen an der Tafel zu ſitzen? Nein, Sie ſollen nicht eſſen, ſondern ſingen."

„Wie?" rief ſie mit aufflammenden Augen, „ich werde berufen, den Geladenen etwas vorzuſingen? Und Sie, Herr Graf Orlow, haben den Muth, hierher zu kommen und mir das ins Geſicht zu ſagen? Unmöglich, das kann nicht der Wille der Kaiſerin ſein!"

„Er iſt es", nickte Orlow, „und ich rathe Ihnen, ſchöne Signora, gehorchen Sie! Denn die Kaiſerin Katharina, die herrlichſte und erhabenſte Frau der ganzen Welt, hat vielleicht doch einen kleinen Fehler: ſie iſt heftig, und es thut nicht gut, wenn man ſie zum Zorne reizt. Ich bitte Sie, Signora, unterdrücken Sie diesmal Ihren Stolz, obwohl ich, indem ich Sie

anſchaue, bekennen muß, daß er berechtigt iſt. Unterdrücken Sie ihn und kommen Sie morgen, wie es die Majeſtät befiehlt."

Sie hob das Haupt ſtolz empor. „Ich habe mit der Kaiſerin einen Contract abgeſchloſſen, zweimal wöchentlich in der Oper zu ſingen. Ich werde meinen Contract getreulich halten, im Uebrigen bin ich meine eigene Herrin, und Niemand auf der Welt hat mir etwas zu befehlen! Ich bitte den Grafen Orlow, dies der Kaiſerin zu ſagen."

„Nun, das iſt eine Botſchaft, von der ich wünſchte, daß ſie ein Anderer überbrächte! Ich möchte nicht der erſte ſein, auf den ſich der Zorn der Kaiſerin ergießt. Sie könnten Ihren allerliebſten kleinen Schreiber dahin ſchicken — aber", fuhr er plötzlich mit veränderter Stimme fort, „wir ſind allein, und Niemand hört uns, und Sie ſind ein großmüthiges Geſchöpf und werden mich nicht verrathen! So laſſen Sie ſich jetzt von mir, dem Grafen Gregor Orlow, ſagen, daß ich aufjauchzen möchte vor Wonne, weil es noch ein Geſchöpf gibt, wie Sie es ſind! Ein Geſchöpf, welches wagt, der Kaiſerin aller Reußen Trotz zu bieten, des nicht entzückt iſt von einer ſolchen Einladung. Ja, das iſt die ſtolze, das iſt die große Gabrieli, und darum möchte ich —"

In dieſem Augenblick vernahm man an der kleinen Tapetenthür, durch welche Werner hinausgegangen war, ein mehrmaliges lautes Klopfen.

Orlow ſchwieg und horchte nach der Thür hin.

„Es iſt mein Secretär, und es ſcheint, er hat eine eilige Botſchaft", ſagte Katharina, indem ſie mit lauter Stimme gebot, einzutreten.

Ja, es war wirklich der Secretär Werner und er überreichte der Signora ein Paquet.

„Der Kammerdiener des Herrn Grafen Orlow bringt ſo eben dies für die Signora! Er ſagt, es habe Eile, und darum wagte ich es, einzutreten!" Er neigte ſich tief und ging wieder hinaus.

Die Signora ſchaute befremdet bald auf den Grafen, bald auf das Paquet.

„Von Ihnen, Herr Graf? Was bedeutet das? Sie ſind hier und laſſen von Ihrem Diener ſich zu mir etwas nachſchicken?"

„Das bedeutet nur, daß meine Pferde ſchneller laufen als die Beine meines Kammerdieners", erwiderte Orlow lachend. „Aber jetzt bitte ich, daß Sie mir das Paquet übergeben, damit ich es Ihnen ſelbſt zu Füßen legen kann."

Er nahm ihr das Paquet aus den Händen, warf das umhüllende Papier fort und ſetzte das Etui zu ihren Füßen.

„Und darf man fragen, was dieſes Käſtchen enthält?“ fragte die Gabrieli, mit ruhiger Miene zu demſelben niederſehend.

Er drückte an der Feder, der Deckel flog in die Höhe, und die wundervollſten Edelſteine funkelten in vielfarbigem Glanze der Sängerin entgegen.

„Das ſind Brillanten“, ſagte ſie ruhig, „und weiter?“

„Weiter?“ wiederholte er erſtaunt. „Das iſt der Schmuck, Signora, den Graf Orlow ſich erlaubt, Ihnen zu überreichen.“

„Und darf ich nun fragen, mit welchem Rechte Graf Orlow glaubt dies thun zu können?“

Er ſprang empor und hielt ihr die Brillanten vor die Augen. „Sehen Sie! Eine Kaiſerin würde ſich glücklich ſchätzen, einen ſolchen Brillantſchmuck zu tragen, und Sie fragen, mit welchem Rechte ſich Graf Orlow erlaubt, Ihnen ſolch ein Geſchenk darzubringen?“

„Ja, ich fragte das und wiederhole meine Frage“, ſagte ſie, ruhig ihre großen ſchwarzen Augen auf ihn gerichtet.

„Nun denn“, rief er nach Athem ringend, „nun denn, mit demſelben Rechte bringe ich Ihnen dieſe Brillanten, mit dem Ihre Anbeter Ihnen geſtern

Abend die Geschenke auf die Bühne tragen ließen. Sie sollten zufrieden sein, daß Graf Orlow Ihnen sein Geschenk selbst bringt und nicht seine Lakaien dazu verwendet."

„Gestern hatte Jeder ein Recht, mir Geschenke darzubringen, es geschah öffentlich, und ganz Petersburg konnte sehen, was die Huldigungen der Cavaliere mir zu Füßen legten. Heute aber, in meinem Zimmer, wo wir allein sind, auf Ihren ausdrücklichen Wunsch allein sind, heute hat Niemand das Recht, mir Geschenke anzutragen! Ich aber habe das Recht, sie jetzt zurückzuweisen, und ich thue es! Herr Graf Orlow, nehmen Sie dies Etui zurück, und da Sie sagen, daß eine Kaiserin sich glücklich schätzen würde, solchen Schmuck von Ihnen zu empfangen, so bitte ich, übergeben Sie diese schönen Brillanten — denn in der That, sie sind schön, bewundernswürdig schön — Ihrer Majestät der Kaiserin Katharina!"

„Sie verhöhnen mich", rief Orlow, indem er die Brillanten zur Erde niederwarf und mit erhobenen Armen und geballten Fäusten näher zu der Sängerin herantrat.

Sie aber blieb ruhig stehen und sah ihn starr an.

„Graf Orlow, meinen Sie vielleicht eine Leibeigene vor sich zu haben? Lassen Sie Ihre Arme niedersinken, ich befehle es Ihnen, Graf Orlow."

Und er, langsam, an allen Gliedern bebend, ließ seine Arme sinken und stand beschämt und verwirrt vor ihr; dann auf einmal, gleichsam als habe ein Blitzstrahl ihn getroffen, sank er zu ihren Füßen nieder, faßte ihr Gewand und drückte es mit glühender Leidenschaftlichkeit an seine Lippen.

Sie blickte erstaunt zu ihm nieder, und ein Ausdruck von Schrecken überflog ihr Angesicht; den zürnenden Grafen Orlow hatte sie nicht gefürchtet, diese leidenschaftliche Glut aber entsetzte sie.

„Graf Orlow", rief sie, „ich bitte, stehen Sie auf."

„Nicht eher, bis Du mir vergeben hast! Ich bleibe zu Deinen Füßen liegen als Dein Sklave, bis Du sagst: Ich zürne Dir nicht."

„Sie sind entlassen, Graf Orlow", sagte die Sängerin mit eisigem Ton, „leben Sie wohl!"

Sie machte ihm eine Verbeugung und wandte sich um. Ihr Fuß stieß an das Etui mit den Brillanten, das noch am Boden lag.

„Und meine Brillanten?" fragte Graf Orlow.

„Sie haben das richtige Wort gesprochen", lächelte sie, „meine Brillanten sagten Sie. Ja, es sind die Ihrigen, ich bitte, dieselben aufzuheben und wieder mit sich zu nehmen."

Digitized by Google

Abermals sich verneigend, wendete sie sich um und ging hinaus.

Er schaute ihr mit glühenden Blicken nach, und leise, ganz leise murmelten seine Lippen Worte der Bewunderung.

Dann, ohne der Brillanten weiter zu achten, stürmte er von dannen.

Sie indessen hatte hastig die kleine Tapetenthür geöffnet, welche in den Empfangssalon führte.

Auf der Schwelle blieb sie stehen, erschrocken fast starrte sie auf Werner, der gleichfalls erschreckend rasch einen Handschuh auf den Tisch niederfallen ließ; sie aber hatte doch gesehen, daß er denselben, als sie eintrat, eben an die Lippen preßte.

Hastig trat sie jetzt zu dem Tisch heran und hob den Handschuh auf.

Ja, es war der ihre, der Handschuh, den sie gestern getragen hatte.

Ihr flammender Blick flog von dem Handschuh zu dem Gesicht des jungen Mannes empor. Leise trat sie zu ihm heran und legte die Hand auf seine Schulter. „Herr Werner", sagte sie mit sanftem Ton, „Herr Werner, ich warne Sie, hüten Sie Ihr Herz vor einer thörichten Leidenschaft!"

Er wandte langsam den Kopf zu ihr hin und

ſah ſie an. „Ich verſtehe Sie nicht, Signora Gabrieli.“

„Ich aber verſtehe Sie, Herr Werner“, ſagte ſie, auf den Handſchuh deutend, „ich wiederhole meine Warnung, hüten Sie Ihr Herz!“

„Ich danke Ihnen“, ſagte er ruhig; „aber auch ich wiederhole, ich bedarf der Warnung nicht!“

„Weshalb drückten Sie meinen Handſchuh an Ihre Lippen?“ fragte ſie.

„Ich will Ihnen die Wahrheit ſagen, Signora. Dieſer Handſchuh duftete mir meine Vergangenheit entgegen, er duftete nach Jasmin, und das war die Lieblingsblume meiner theuern Mutter! Ich dachte nicht an Sie, Signora, ich dachte an meine Mutter, an meine edle, tugendhafte Mutter, als ich Ihren Handſchuh an meinen Mund drückte.“

Sie preßte haſtig die Lippen aufeinander, als wolle ſie ein zorniges Wort oder einen Schmerzensſchrei zurückhalten.

„Nun wohl“, ſagte ſie mit ſtockender Stimme, „nun wohl, da der Handſchuh Sie an Ihre Mutter erinnerte, ſo bitte ich, behalten Sie ihn zum Angedenken.“

„Nicht nöthig, Signora“, ſagte er mit Ruhe, „das Angedenken meiner theuern Mutter ſteht auch ohne ihn feſt in meinem Herzen.“

Wieder preßte sie ihre Lippen aufeinander und schwieg einen Moment, dann streifte ihr Auge über den Tisch hin, auf welchem alle die Geschenke von gestern ihr entgegenglänzten.

„Haben Sie das so prächtig geordnet und so geschmackvoll aufgestellt, Werner?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ja, ich habe es gethan“, erwiderte er, „ich wußte, daß Ihr Auge Vergnügen findet an solchen Dingen.“

„Und Sie, Herr Werner, was haben Sie gedacht, als Sie diese kostbaren Schätze hier aufstellten? Nicht wahr, Sie haben, wie ich es thue, gespottet und gelacht über die Thoren, welche durch ihr Gold und ihre Brillanten mein Herz zu erfreuen oder gar es zu bestechen wähnen? Nicht wahr, Werner, Sie haben das gedacht?“

Er schüttelte langsam das Haupt. „Nein, Signora, ich habe das nicht gedacht.“

„Nun, und was sonst? Sagen Sie es mir, seien Sie nicht immer so schweigsam und so still, Werner, verrathen Sie mir Ihre Gedanken!“

„Sie befehlen es, Signora?“

„Ja, ich befehle es!“

„Nun denn, als ich dies Gold und Silber, diese Perlen und Juwelen hier ordnete — ich bitte um Ver-

gebung, Signora, man ist für seine Gedanken nicht verantwortlich, und Sie haben befohlen, daß ich sie Ihnen enthülle — da dachte ich an Maria Magdalena. Sie lebte in Glanz und Pracht, in Ueppigkeit und Lust, aber eines Tages, da ihr Herz den Messias erkannt hatte, eines Tages warf Maria Magdalena alle Schätze und allen Prunk von sich, folgte weinend, mit aufgelöstem Haar dem Erlöser und beugte sich vor ihm in Reue und Buße. Und dann dachte ich, auch die Liebe ist ein Erlöser, die wahre, die reine Liebe, und wer sie in sein Herz aufgenommen hat, wird es durch sie läutern von allen Schlacken. Das dachte ich, Signora, und jetzt bitte ich, mich zu entlassen."

Er neigte sich tief und eilte dann nach der Thür hin.

Sie, die Hand mit dem funkelnden Geschmeide auf den Tisch gestützt, sie schaute ihm nach, und ein seltsames Zucken flog über ihr Angesicht.

Da, als Werner die Thür schon geöffnet hatte, um hinauszugehen, rief sie ihn zurück mit einem flehenden, schmerzlichen Ton: „Werner, ich bitte Sie, noch einen Moment!"

Er kam langsam wieder näher. „Was befehlen Sie, Signora?

Sie trat ein paar Schritte ihm entgegen und blieb dann fast schüchtern stehen.

„Werner, Sie zürnen mir?“ fragte sie leise.

„Ich Ihnen? Wie hätte der Diener wohl ein Recht, seiner Herrin zu zürnen?“

„Sprechen Sie nicht so“, sagte sie lebhaft, „Sie sind nicht mein Diener.“

„Doch, Signora, ich bin es. Der Fürst Kaunitz hat mich Ihnen nachgesandt, Sie geben mir einen Lohn, ich bin folglich der bezahlte Diener und habe mich über nichts zu beschweren.“

„Und doch zürnen Sie mir jetzt, Werner“, sagte sie mit sanfter Stimme, „und Sie haben ein Recht, mir zu zürnen, ich bitte also um Vergebung.“

„Um Vergebung? Und weshalb?“

„Ich will es Ihnen sagen: weil ich mich vergangen habe an Ihnen, schwer vergangen! Ich sagte dem Grafen Orlow, daß ich allein sei, und doch waren Sie zugegen; der Uebermuth und Zorn über den Grafen ließen mich eine Unwahrheit sprechen. Nein, ich war nicht allein, denn Sie waren bei mir, Sie, der einzige von allen Männern, den ich hochschätze, der einzige, dessen Blick ich fürchte und vor dem ich die Augen niederschlage. Nein, ich war nicht allein und ich wiederhole es: Werner, ich bitte um Vergebung. Reichen Sie mir Ihre Hand, sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben wollen!“

Sie hielt ihm die Hand entgegen und ſchaute ihn an mit flehender, demüthiger Miene. „Werner, Sie nehmen meine Hand nicht? Und ich ſage Ihnen doch: Sie ſind der einzige Mann, den ich hochſchätze, vor dem ich Ehrfurcht empfinde! Werner, nehmen Sie meine Hand und ſagen Sie, daß Sie mir vergeben."

Langſam hob er die Hand empor und nur mit den Fingerſpitzen berührte er die der Signora.

„Nun wohl, Sie wollen es, ich vergebe Ihnen", ſagte er leiſe, dann wandte er ſich haſtig ab und verließ das Gemach.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Im Prunksaal und im Boudoir.

Im kaiserlichen Palaste sollte heute ein großes Galadiner stattfinden. Alle Würdenträger des Hofes, alle fremden Gesandten waren dazu geladen, und in dem großen Empfangssaal funkelte es von Edelsteinen. Aber die Sonne war noch nicht aufgegangen: die Kaiserin war noch nicht erschienen.

Doch jetzt öffneten sich die hohen Flügelthüren, der Oberhofmarschall mit seinem goldenen Stabe erschien auf der Schwelle und unter dem feierlichen Schweigen aller Anwesenden sprach er mit sonorer Stimme: „Ihre Majestät, die Czarina!“

Nun trat er zurück, und paarweise schritten zwölf Pagen in prächtigen Gewändern von Sammt und Seide, das Barett mit langen weißen Straußenfedern

geſchmückt, in den Saal, dann kamen die Palaſtdamen und die Hausbeamten des Hofes, und nachdem ſie ſich zu beiden Seiten der Thür aufgeſtellt, erſchien auf der Schwelle die Kaiſerin. Sie war im ruſſiſchen Nationalcoſtüm von grünem Sammt, mit Zobel reich verbrämt, auf dem Kopf die ruſſiſche Haube mit der Reiherfeder nnd über der Stirn ein Diadem von einer Schönheit und einem Feuer, daß es ſchien, als hätten Sterne ſich herniedergeneigt anf das Haupt der Czarina. Ihr zur Seite ging Orlow in der Feldmarſchallsuniform, die Bruſt reich geſchmückt mit Orden, der allmächtige Günſtling der mächtigen Kaiſerin.

Die Kaiſerin war ganz Anmuth und Herablaſſung, und das Lächeln, mit welchem ſie ihre Gäſte begrüßte, war das gnädigſte.

In dem Saal angelangt, wo die prächtig geſchmückte Tafel ſtand und Muſik ſie empfing, ließ die Kaiſerin an der Seite Orlow's ſich nieder; ihr gegenüber der öſterreichiſche Geſandte, Graf Cobenzl.

„Sie ſehen, mein lieber Graf", ſagte Katharina lächelnd zu letzterem, „es iſt an meinem Hofe Manches anders als an dem Ihrigen. Ich liebe es, inmitten meiner Gäſte zu ſpeiſen."

Nachdem die erſten Gänge des Diners vorüber waren, hob die Kaiſerin den Blick zum Chor empor,

von welchem die Muſik während jeden Ganges ihre Klänge hatte ertönen laſſen. Sie ſchien Jemand zu ſuchen und nicht zu finden. Darauf winkte ſie den Oberceremonienmeiſter zu ſich heran.

„Geben Sie Befehl, daß die Signora jetzt vortrete und ſinge!“

„Majeſtät“, lautete die verlegene Antwort, „die Signora Gabrieli iſt noch nicht erſchienen!“

„Wie?“ ſagte die Kaiſerin. „Die Signora iſt noch nicht erſchienen? Haſt Du ihr denn nicht meinen Befehl überbracht, Graf Orlow?“

„Gewiß!“ erwiderte dieſer; „ich habe ihr Deinen Befehl überbracht und genau die Stunde angegeben, in welcher ſie erſcheinen ſoll!“

„Und dennoch iſt ſie nicht hier? Was hat ſie Dir denn geantwortet?“

„Nun“, rief der Graf laut lachend, „ich bitte meine Kaiſerin, zu geſtatten, daß ich das nicht wiederhole!“

„Sie hat ſich geweigert?“ rief die Czarina mit grollendem Ton.

„Wie man's nehmen will! Sie hat mir geſagt, ſie wäre von Ihrer Majeſtät nur dafür bezahlt, zweimal in der Woche in der Oper zu ſingen!“

„Ah, ſie fürchtete alſo, daß ſie heute umſonſt

ſingen ſollte!“ ſagte Katharina ſpöttiſch lächelnd, indem ſie den Kammerherrn du jour zu ſich heranwinkte. „Gehe augenblicklich zur Signora Gabrieli, ſage ihr, daß ſie ſogleich hier erſcheinen ſoll und daß ſie hundert Ducaten empfangen wird für ihr Singen! Geh' und eile Dich!“

Der Kammerherr flog von dannen, und das Diner nahm ſeinen Fortgang. Kaum eine halbe Stunde war vergangen, da erſchien der Kammerherr wieder und näherte ſich mit ganz erhitztem, verſtörtem Geſicht der Kaiſerin.

„Nun, iſt die Gabrieli da?“ fragte ſie haſtig.

„Majeſtät, Signora Gabrieli läßt ſich entſchuldigen.“

„Läßt ſich entſchuldigen!“ wiederholte die Kaiſerin. „Was heißt das? Wo iſt ſie?“

„Majeſtät, die Signora lag auf dem Divan und las. Ich hatte die Ehre, den Befehl der Kaiſerin auszurichten, und —“

„Nun, was ſtockſt Du? Sage mir weiter, was ſich begeben hat! Du wiederholteſt ihr meinen Befehl, hierher zu kommen, und die Signora?“

„Die Signora — ich bitte um Vergebung, Majeſtät, aber da mir befohlen iſt, die Wahrheit zu ſagen, ſo muß ich bekennen, die Signora lachte hell auf.

„Ich bin bei einer ſo angenehmen Lectüre, daß ich nicht daran denke, mich ſtören zu laſſen, überdies habe ich ſchon dinirt, kann alſo an dem Diner der Kaiſerin nicht mehr Theil nehmen. Sagen Sie ihr das!““

Ein Gemurmel des Entſetzens ging rings um die Tafel, nur Orlow lachte laut und legte leiſe ſeinen Arm auf den der Kaiſerin.

„Du ſiehſt, Katharina, es iſt, wie ich Dir ſagte. Dieſe Sängerin iſt vielleicht auf der Bühne eine große Künſtlerin, außer der Bühne aber eine vollendete Närrin! Du darfſt alſo nicht mit ihr rechten und zürnen!“

„Und wahrlich, ich thu's auch nicht!“ ſagte Katharina mit hoheitsvoller Miene. „Ich zürne nicht. Ich will nur, daß Jeder, der in meinem Reiche ſich befindet, auch meinem Befehle gerecht werde. Die Signora muß erſcheinen, ich will es! Gehe Du, Orlow, und künde es ihr ſelbſt!“

„Ich?“ fragte Orlow. „Deine Majeſtät hat vorher mir die Erfüllung einer Bitte verheißen, die ich an Dich richten wolle! Nun aber bitte ich Dich um die einzige Gnade, verſchone mich damit, zur Signora zu gehen! Ich hoffe, daß Niemand an meinem Muth, meiner Entſchloſſenheit zweifelt, aber ich bekenne in aller Demuth, ich fürchte die wilden Katzen, und die Signora iſt eine wilde Katze!“

Die Kaiserin lachte. „Du hast Recht, aber wir werden sie schon zu zähmen wissen!“ Sie wandte sich wieder an den Kammerherrn. „Gehe zum zweiten Male zur Signora und sage ihr, ich ließe bei meinem Zorn ihr befehlen, sofort hier zu erscheinen. Und kommt sie nicht im Guten, so sollst Du sie mit Gewalt hierher führen!“

Wieder verschwand der Kammerherr, und wieder ließ die Musik ihre fröhlichen Weisen ertönen, aber eine Wolke lag auf der Stirn der Kaiserin, die Scherze Orlow's zerstreuten sie nicht mehr, und ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt.

„Was ist meine Kaiserin auf einmal so ernst?“ flüsterte Orlow.

Sie schaute ihn mit zärtlichem Blicke an. „Fürchte nichts, Gregor, es wird vorübergehen. Wie aber, wenn diese Sängerin es wagen sollte, mir ferner zu trotzen, und nicht erschiene?“

„Sie wird es nicht wagen, sondern kommen! Da ist ja auch schon die Antwort.“

„Nun“, sagte die Kaiserin zum Kammerherrn, „ist sie da?“

„Majestät, es schien anfangs unmöglich, einzudringen! Die Signora hatte alle Thüren verschlossen und verriegelt, und an der Hauptthür stand ihr Secre-

tär und erklärte, daß die Signora unwohl ſei und ſich zu Bett begeben habe, und daß Niemand bei ihr eintreten dürfe. Ich beſtand darauf im Namen Eurer Majeſtät, der Menſch aber wagte mir zu trotzen und zu erwidern, daß im Hauſe der Signora die Macht der Kaiſerin von Rußland aufhöre, denn ſie ſtehe unter öſterreichiſchem Schutze, und Fürſt Kaunitz, der Reichskanzler von Oeſterreich, habe ihr die Rechte einer öſterreichiſchen Unterthanin zuertheilt! Außerdem wäre ſie eine freie Künſtlerin und zu nichts weiter verpflichtet, als zweimal in der Woche in der Oper zu ſingen!"

„Und Du begnügteſt Dich mit der Antwort?" ſagte die Czarina aufbrauſend.

„Ich begehrte die Antwort aus dem Munde der Signora ſelber zu empfangen", erwiderte der Kammerherr, „und meinen Bemühungen gelang es endlich, dies zu erreichen. Der Secretär führte mich in das Gemach, wo die Signora ruhig, wie vorher, auf dem Divan lag und las. Ich trat zu ihr heran und verkündete ihr im Namen der Czarina, daß ſie ſofort ſich zu erheben und mir zu folgen habe, und daß ich im Weigerungsfalle meine Diener herbeiholen würde, damit ſie mit Gewalt die widerſpenſtige Sängerin hierher brächten."

„Nun? Und ſtand ſie auf?"

„Ja, sie stand auf", erwiderte der Kammerherr, „aber nicht, um mir zu folgen, sondern", fuhr er zögernd fort, auf die eine stark geröthete Wange deutend, „sondern um mir diese Antwort zu geben!"

Die Kaiserin lachte laut auf. „Diese Antwort! Das heißt, in Worte übersetzt, eine Ohrfeige!"

„Ja, Majestät, eine Ohrfeige, wie ich sie in meinem Leben noch nicht erhalten", erwiderte der Kammerherr mit so kläglicher Miene, daß die Kaiserin zum zweiten Male lachte und Graf Orlow laut und hell mit einstimmte und damit das Zeichen gab für die andern Gäste, den fröhlichen Chor zu bilden.

„Das ist ein so kostbarer Spaß, daß ich diesmal der Signora verzeihe, um des Vergnügens willen, das sie mir gemacht! Denn darin hat sie Recht, sie ist nicht meine Unterthanin und sie ist nur zum Singen in der Oper verpflichtet; auch darin hat sie Recht, sie steht unter österreichischem Schutze. Ich entsinne mich, daß mir Gelagin ein Schreiben vom Fürsten Staatskanzler übergab, in welchem er mir die Signora als österreichische Unterthanin empfiehlt. Ist es nicht so, Graf Cobenzl?"

„Ja, Majestät, zu Befehl; auch ich habe ein solches Schreiben vom Fürsten Staatskanzler erhalten, und da die Signora nach dem Willen des Staats-

kanzlers österreichiſche Unterthanin geworden, ſo ſteht mir die Pflicht zu, ein Wort der Bitte für die Sängerin einzulegen, die allerdings ſchwer ſich vergangen hat, aber welche ich doch Eurer Majeſtät Gnade empfehle."

„Es iſt genug", ſagte Katharina, „wir haben ſchon zu viel von dieſer überläſtigen Perſon geſprochen! Es ſoll damit ein Ende ſein, nur möchte ich ihr gerathen haben, daß ſie heute Abend ihren Verpflichtungen nachkommt und ſingt! Geh', Alexis, ſage dieſer widerſpenſtigen Perſon, daß ich heute in der Oper erſcheinen werde, um mich zu überzeugen, ob die Signora ſo krank iſt, daß ſie meiner Einladung nicht folgen konnte. Doch jetzt, meine Gäſte, jetzt mag das kleine Intermezzo vergeſſen ſein!"

Aber die Signora Gabrieli hatte durchaus nicht die Abſicht, dem ſtrengen Befehle, welchen Werner ihr überbrachte, zu folgen, ſie ſchüttelte ſtolz ihr Haupt

„Ich werde nicht ſingen, denn ich fühle mich in der That unwohl, und außerdem ſoll dieſe Kaiſerin von mir lernen, daß ſie trotz aller ihrer Macht den freien Menſchenwillen nicht zu beugen vermag! Gehen Sie, Werner, ſagen Sie dem Operndirector, daß Signora Gabrieli heute nicht ſingen kann, weil ſie nicht disponirt iſt."

„Aber, Signora, das wird nicht genügen, man wird den Theaterarzt senden, und der wird den Krankheitszustand der Signora constatiren müssen!“

„Und ich werde dem Theaterarzt dieselbe Antwort geben, die ich dem Kammerherrn der Kaiserin gegeben! Eine recht schlagende Antwort, wie mich dünkt!“ rief sie lachend, aber dann auf einmal verstummte sie und blickte ernst in das edle Angesicht Werner's. „Sie sind nicht zufrieden mit mir! Aber sehen Sie, Werner, das italienische Blut wallte in mir auf, da dieser Mensch es wagte, mich zu beleidigen mit seinem Befehle! Ich gab ihm Antwort, wie sie mein zorniges Herz gerade in meine Fingerspitzen gelegt hatte! Gehen Sie jetzt, Werner, und bringen Sie dem directeur des spectacles meine Nachricht. Ich bin krank, wirklich krank.“

„Es ist wahr!“ sagte Werner, mit einem seltsamen Blick sie anschauend. „Ihre Wangen sind geröthet und Ihre Augen glänzen fieberhaft. Leiden Sie wirklich?“

„Ja, ich leide“, sagte sie, das Haupt zurücklehnend in den Divan. „Aber was kümmert das Sie, Werner, was fragen Sie danach? Sie gingen mit mir, weil der Fürst es befohlen hat, Sie bleiben bei mir, weil der Fürst es wünscht! Doch es berührt Sie nicht, wenn ich Schmerzen empfinde und wenn man mich demüthigt!“

„Es berührt mich wohl!“ erwiderte er ruhig und gehalten. „Es berührt mich, wie jeden treuen Diener das Schickſal, das Wohl und Wehe ſeiner Herrſchaft berührt! Aber ich darf mir keine andere Stellung anmaßen, ich habe nicht das Recht, meine Herrin, die Signora Gabrieli, zu vertheidigen gegen die Zumuthungen einer Kaiſerin, und zudem bedarf es ja nur eines Winkes Ihrer Hand, um eine Schaar von Anbetern herbeizurufen, die —“

„Sie wiſſen, daß das nicht wahr iſt“, unterbrach ſie ihn haſtig, „Sie wiſſen, daß die Schaar meiner Anbeter bei einem Zorneswort der Kaiſerin zuſammenſchrumpft zu einer Menge feiger Sklaven, die zitternd vor ihr das Knie beugen und nicht wagen, ein Wort der Rechtfertigung für mich zu ſprechen! Nein, ich bin allein in dieſem kalten Lande und ich will fort von hier um jeden Preis! Darum ſoll mir dieſer Conflict willkommen ſein! Man ſoll mich ſtörriſch, widerſpenſtig finden! Was nützt mir alle Pracht und Herrlichkeit? Ich werfe ſie von mir! Die Luft iſt hier erſtickend, ich fühle mich Sklavin und ich will und muß eine freie Künſtlerin ſein! Sagen Sie, ich ſei krank und könne nicht ſingen!“

Sie winkte ihm haſtig zu, hinauszugehen.

Aber als die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen, hob

ſie ſich vom Divan empor und die Arme ausbreitend, ſchaute ſie unverwandten Blickes nach der Thür hin, als ſehe ſie noch die ſchlanke Geſtalt des jungen Mannes mit dem edlen Angeſicht und den ſeelenvollen Augen.

„Mein Gott“, flüſterte ſie leiſe, „mein Gott, ich liebe ihn, und er verachtet mich!“

Zwölftes Kapitel.

Trotz und Strafe.

Wird die Gabrieli es wagen, heute Abend als vollkommen gesund ihre Stimme ertönen zu lassen, oder wird sie sich krank melden? Das waren die beiden Fragen, welche das Publikum bewegten, über die man auf allen Plätzen lebhaft discutirte.

Jetzt ging ein Rauschen und Murmeln durch das ganze Haus. Man erhob sich, und tief neigten sich alle Häupter.

In der großen Hofloge erschien die Kaiserin Katharina; ihr folgte Graf Orlow und der gesammte Hof.

Sie trat mit hoch gehobenem Haupte an die Brüstung der Loge und verneigte sich huldvoll. Die Musik schmetterte einen Tusch, und das Publikum brach in einen lauten Jubelgruß für die Czarina aus.

Sie winkte mit der Hand und ließ sich nieder auf ihren Sessel. Jetzt erst wagten die Edelleute rechts und links in den Logen sich aus ihrer demüthigen Stellung zu erheben und ebenfalls niederzusitzen.

Nun gab der Kapellmeister das Zeichen, und die Introduction zu Porpora's „Eurydice" begann.

Ein tiefes Schweigen herrschte, als der Vorhang emporrauschte und die Signora auf der Bühne erschien. Sie sah blaß aus, aber ihre Augen glühten und um ihre Lippen schwebte ein stolzes, verächtliches Lächeln.

Bis dicht an die Lampen schritt sie vor, und tief, wie es die Etikette erforderte, neigte sie ihr stolzes Haupt vor der Czarina.

„Du siehst, Orlow", sagte die Kaiserin, sich mit spöttischer Miene zu ihm wendend, „diese Geschöpfe bleiben sich alle gleich. Weil es im Contract ausbedungen worden, daß sie für jeden Abend, an dem sie sich weigert zu singen, hundert Ducaten zu zahlen habe, wird die Signora singen."

Der Kapellmeister gab mit dem Stabe jetzt das Zeichen zu der Arie. Die Gabrieli öffnete den Mund und sang, das heißt, sie bewegte die Lippen und war mit Miene und Geberde in voller Action, aber Niemand, mit Ausnahme der Kapelle vielleicht, vernahm ihren Gesang.

„Bin ich denn taub geworden?“ sagte die Kaiserin zu Orlow. „Ich sehe diese Person singen, aber ich höre nichts.“

„Wahrhaftig, ich höre auch nichts“, antwortete der Graf mit einem seltsamen Lächeln. „Die Signora scheint in der That heiser zu sein.“

„Das heißt, sie will es uns glauben machen, sie will uns verhöhnen. Aber sie soll nicht triumphiren. Geh' zu ihr und sage, ich ließe ihr befehlen, zu singen! Sie möge sich hüten, meinen Zorn zu reizen, und nicht vergessen, daß sie sich in Rußland befindet und daß in Rußland auch Sibirien liegt. Geh' und sage ihr das.“

Orlow erhob sich von seinem Sitz.

„Es soll geschehen, wie meine Kaiserin befiehlt; genau, wie Du gesagt, werde ich es ihr künden!“

Aber als gelüste es ihn gar nicht, der tollen Sängerin zu nahen, verließ er langsam die Loge und ging hinab auf die Bühne.

Die Arie war eben beendet und die Gabrieli in ihr Garderobezimmer zurückgekehrt. Der directeur des spectacles stand vor ihr mit ganz entsetzten Mienen.

„Signora, ich beschwöre Sie, Erbarmen mit mir zu haben! Seien Sie gnädig gegen mich und singen Sie!“

„Mein Lieber", erwiderte die Gabrieli, indem sie sich auf der Ottomane niederließ, „Sie sind zwar der Dirigent der Oper, aber nicht der Dirigent meiner Stimme, und die ist sehr eigensinnig. Sie läßt sich von Niemand Befehle ertheilen, weder von der Czarina noch von Ihnen. Wenn sie sich krank fühlt, so macht Ihr Wunsch und Befehl sie nicht gesund. Ich bin heiser, doch da man mir befohlen, aufzutreten, so singe ich, wie ich eben kann."

„Aber das muß ein Ende nehmen!"

„Ja, wenn die Vorstellung endet. Die Czarina hat befohlen, daß ich singe! Ich singe, so gut ich heute vermag. Gehen Sie, hier bin ich die Kaiserin!"

Sie sagte das mit so stolzer, gebieterischer Stimme, daß der Director ihr nicht zu widersprechen wagte und eben seufzend hinausgehen wollte, als die Thür heftig aufgerissen ward, und Graf Orlow auf der Schwelle erschien.

„Ah, Sie, Herr Graf", rief die Gabrieli, ein wenig nur das Haupt neigend. „War Niemand da, der Sie melden konnte?"

„Lassen Sie die Thorheiten, Signora", rief Orlow heftig, „und Sie, Director, entfernen Sie sich! Ich habe mit der Signora im Namen der Kaiserin zu sprechen."

Der Director verbeugte ſich tief und ging.

„Signora“, ſagte Orlow mit unterdrückter, leiſer Stimme, denn er wußte wohl, daß draußen dicht an der Thür das Ohr des Directors ſich befand, „Signora, ich komme im Namen der Czarina, aber ich komme auch in meinem eigenen Namen! Ich bitte Sie, ſetzen Sie dies kecke Spiel nicht weiter fort, reizen Sie die Kaiſerin nicht noch mehr zum Zorn! Sie haben vor mir und dem ganzen Publikum Ihren Stolz gezeigt, nun zeigen Sie, daß Sie ſich den Umſtänden fügen, und ſingen Sie.“

„Dies Alles ſagen Sie mir als Graf Orlow?“

„Ja, dies Alles ſage ich Ihnen als Graf Orlow.“

„Weiter, Herr Graf, weiter“, ſagte ſie mit lächelnder Ruhe. „Reden Sie nun auch als Abgeſandter der Kaiſerin.“

Er fuhr haſtig mit der Hand über ſeine Stirn und nickte. „Ja, als Abgeſandter der Kaiſerin! Ihre Majeſtät befiehlt Ihnen, mit voller Stimme zu ſingen, und läßt Sie warnen. Dies ſind ihre eigenen Worte: Die Gabrieli ſoll ſich erinnern, daß ſie in Rußland iſt und daß in Rußland auch Sibirien liegt.“

„Ich möchte wiſſen, wie man dies hier einen Augenblick vergeſſen könnte“, erwiderte die Sängerin ſpöttiſch. „Sagen Sie der Czarina, daß ich deſſen immer

eingedenk bin, doch daß ich weder ihr Sibirien noch ihren Zorn fürchte! Ich kann nicht ſingen, ich bin heiſer! Hören Sie ſelbſt!“

Sie erhob ſich heftig von dem Divan und ließ plötzlich laut und ſchmetternd wie Lerchenſchlag ihre Stimme ertönen. Sie ſang dieſelbe Arie, welche ſie vorher auf der Bühne nur gleichſam geflüſtert hatte.

Orlow hörte ihr mit ſtummem Entzücken zu, und jetzt, als ſie geendet, ſchien er wie aus einem Traume zu erwachen.

Sie aber ließ ſich langſam wieder auf den Divan gleiten. „Sie hören es, Herr Graf“, ſagte ſie matt, „ich bin vollkommen heiſer! Melden Sie das der Kaiſerin, Sie haben ſelbſt gehört.“

„Ja“, rief er, „ich habe gehört, daß Sie ein Dämon ſind — oder ein Engel!“ Und wie er das ſagte, umſchlang er ſie und küßte ihre Lippen, ſo ſtürmiſch und ſchnell, daß ſie nicht Zeit hatte, es zu hindern; dann ebenſo haſtig ließ er ſie los, riß die Thür auf und verſchwand.

„Nun, Orlow, haſt Du Deinen Auftrag ausgeführt?“ fragte die Czarina, als der Graf jetzt ruhig und gelaſſen, wie er gegangen war, in die Loge zurückkehrte.

„Ja, Czarina, ich habe Deinen Befehl ihr überbracht!“

„Und die Signora wird jetzt ſingen?“

Orlow zuckte die Achſeln. „Ich weiß nicht! Sie flüſterte ein paar Worte, die ich nicht verſtand, und machte mit der Hand eine Bewegung nach ihren Lippen hin, als wolle ſie ſagen, daß ſie nicht ſingen könne. Ich mag nichts zu thun haben mit dieſer eigenſinnigen Perſon; aber gehört hat ſie wenigſtens Deine Befehle.“

„Und wir werden ja hören, ob ſie ihnen nachkommt.“

Die Oper hatte indeſſen ihren Fortgang genommen, und jetzt ſollte die zweite große Scene der Gabrieli beginnen. Wieder erſchien ſie auf der Bühne und wieder öffnete ſie den Mund zum Singen. Ihr ſtummes Spiel war bewunderungswürdig, aber Niemand vernahm einen Laut, einen Ton von ihren Lippen.

Die Kaiſerin erblaßte vor Zorn, denn ſie ſah das mühſam unterdrückte Lächeln auf den Geſichtern der Damen und Herren in den Logenreihen und ſie wußte, daß ſie innerlich ſich der Kühnheit freuten, mit der ein menſchliches Weſen es wagte, der allmächtigen Czarina zu trotzen.

Aber dieſer Trotz mußte gebeugt werden, und das ganze Publikum mußte Zeuge davon ſein.

„Orlow“, flüſterte die Czarina mit bebender Stimme, „verfüge Dich nochmals zu ihr und ſage ihr, wenn ſie nicht auf der Stelle mit voller Stimme ſingt, ſo wird ſie dieſen Abend noch ins Gefängniß abgeführt.“

„Ich bitte Dich, meine Kaiſerin, ſende diesmal einen Andern“, entgegnete Orlow. „Sende den Gelagin, er iſt ja ein Verehrer der Signora, vielleicht geruht ſie, ihm eine verſtändliche Antwort zu geben.“

„Nun wohl“, ſagte Katharina, deren eiferſüchtiges Herz wohl damit zufrieden ſein mochte, daß ihr Günſtling ſo vollkommen gleichgültig gegen die Sängerin war. „Gelagin, komm' her!“

Sie wiederholte nun dieſem ihre Befehle für die Künſtlerin. „Sage ihr genau meine Worte“, rief ſie ihm zuletzt noch zu, „und wiederhole mir dann ihre Antwort!“

Es dauerte nicht lange, bis Gelagin zurückkam.

„Nun? Wird ſie ſingen?“ fragte Katharina.

„Majeſtät, ich fürchte, ſie wird nicht anders ſingen, als ſie bisher geſungen hat“, erwiderte Gelagin mit bittender Stimme.

„Du ſagteſt ihr, daß, wenn ſie ſo fortfährt, ſie heute noch ins Gefängniß wandern müſſe?“

„Ja, Majeſtät, ich ſagte es ihr.“

„Und was war ihre Antwort darauf? Ich will sie wissen."

„Nun, Majestät", seufzte Gelagin, „wenn es sein muß, so gehorche ich! Sie antwortete: Die Kaiserin kann mich wohl zum Schreien, aber nicht zum Singen zwingen." *)

„Und weiter?"

„Das war Alles, Majestät; dann wandte sie mir den Rücken, trat in ihre Garderobe und schloß die Thür hinter sich."

„Wohl denn", sagte Katharina voll aufbrausenden Zornes, „wohl denn, sie ist gewarnt und sie hat die Warnung nicht hören wollen! Gelagin, ich befehle Dir, die Signora zu verhaften. Sobald sie jetzt auf der Bühne erscheint und wieder ihr lächerliches Singen beginnt, soll der Vorhang fallen, und sie ist Deine Gefangene!"

„Wohin befehlen Majestät, daß sie geführt werden soll?"

„Nun, dahin, wohin sie gehört", erwiderte die Kaiserin, „in das Schuldgefänguiß! Sie ist mir für ihre hohe Gage die Zahlung ihres Gesanges schuldig geblieben, also führe man die Schuldnerin in Gewahrsam! Geh', Gelagin, und eile Dich!"

*) Der Gabrieli eigene Worte.

Der Miniſter entfernte ſich mit ſorgenvoller Miene.

Die Kaiſerin wandte ſich jetzt zu Orlow.

„Sobald ſie wieder auftritt, wollen wir uns entfernen! Das Poſſenſpiel muß ein Ende haben“, flüſterte ſie ihm zu.

In demſelben Augenblick erſchien die Gabrieli, ihrer Rolle gemäß, auf der Bühne und wieder trat ſie an die Lampen und begann ihr Spiel ohne Geſang.

Die Kaiſerin erhob ſich geräuſchvoll von ihrem Fauteuil, winkte ihren Hofdamen uud verließ die Loge. Der glänzende Schwarm der Höflinge folgte eilig.

In demſelben Augenblick, als kaum die Loge ſich wieder geſchloſſen, erſcholl mächtig und triumphirend die Stimme der Gabrieli! Das Publikum horchte ſtaunend, und Entzücken über ihren Geſang paarte ſich mit Entſetzen über ihre Kühnheit. Alles verharrte deshalb in angſtvollem Schweigen.

Da plötzlich, auf ein Zeichen des Directors, ſenkte ſich der Vorhang nieder, und der Regiſſeur erſchien vor demſelben, um zu melden, daß auf kaiſerlichen Befehl die Oper unterbrochen worden, und daß man die widerſpenſtige Sängerin beſtrafen würde, wie es das Geſetz befehle.

Das Publikum entfernte ſich ſtill. Niemand wagte zu ſeinem Nachbar ein lautes Wort zu äußern.

Hinter der Bühne indeß war Gelagin mit ſeinen Polizeioffizieren erſchienen, um dem kaiſerlichen Befehle zu genügen. Leiſe und ſtockend nur erklärte er der Signora, ſie ſei ſeine Gefangene.

Sie nickte und lachte laut auf. „Ich dachte es wohl, mein lieber Gelagin! Aber ich bitte Sie, haben Sie keine Furcht; wir ſind zwar in Rußland, in welchem auch Sibirien liegt, aber glücklicherweiſe gibt es in Rußland auch einen öſterreichiſchen Geſandten, und die Kaiſerin, welche Gewalt hat über ihre Leibeigenen vom niedrigſten Bettler an bis hinauf zum Grafen Orlow, die Kaiſerin von Rußland hat doch nicht Gewalt über die Unterthanin der Kaiſerin von Oeſterreich. Das melden Sie der Czarina. Und nun, lieber Gelagin, geben Sie mir Ihren Arm! Ihre Leute werden wohl meinem Kutſcher den Weg zeigen. Alſo ins Gefängniß!“

Dreizehntes Kapitel.

Das Concert im Schuldgefängniß.

Es war wirklich so geschehen, wie die Kaiserin es befohlen. Man hatte die Signora Gabrieli unmittelbar aus dem Opernhaus in das Schuldgefängniß geführt.

Dort ward sie in den bessern Zimmern der obern Etage untergebracht. Sie hatte freilich begehrt, daß man ihr die Kammerfrau lasse, aber es war verweigert worden. „Es ist Gesetz des Hauses", hatte der Director des Schuldgefängnisses ihr gesagt, „daß nur Schuldner die Schwelle dieses Hauses überschreiten dürfen, Niemand sonst."

Die Gabrieli hatte sich mit vollkommener Ruhe in dieses Gesetz gefügt und spät abends noch die armen Schläfer der untern Etagen durch lauten,

jubelnden Geſang geweckt, der in ihre öden Zellen tönte wie ein Gruß des Himmels.

Am andern Morgen verlangte ſie vom Gefängniß-director, es ſolle ihr ein Klavier gebracht und ihr Accompagniſt zu ihr gelaſſen werden.

Der Director verneigte ſich achſelzuckend. „Ich wiederhole, es iſt Geſetz, nur Schuldner dürfen die Schwelle dieſes Hauſes überſchreiten, Niemand ſonſt; aber Ihr Klavier, Signora, ſoll ſofort herbeigeſchafft werden.“

„Ich darf alſo Niemand zu meiner Geſellſchaft hier empfangen?“

„Doch, Signora, die Schuldgefangenen, die im Hauſe ſind“, erwiderte jener mit ſpöttiſchem Lächeln.

Sie nickte mit heiterer Miene. „Nun wohl, mein Herr, dann bitte ich Sie, die Schuldgefangenen ſämmtlich auf heute Abend zu mir zu laden. Wie viele befinden ſich im Hauſe?“

„Gegenwärtig fünfundvierzig.“

„Alſo, mein lieber Herr Director, werden Sie Ihren Koch anweiſen, ein Souper für uns alle zu arrangiren, und laden Sie die Gefangenen zum Concert bei mir ein. Aber bitte, ſorgen Sie, daß mein Klavier ſo bald als möglich hier ſei! Man muß doch Probe halten, wenn man ein Concert gibt.“

Der Director sah sie ganz verwundert an. „Sie sprechen im Ernst, Signora?“

„Ich würde mir nicht erlaubt haben, mit Ihnen zu scherzen. Erfüllen Sie meine Wünsche, aber möglichst rasch, und lassen Sie mich jetzt allein!“

Der Director wagte nicht zu opponiren und schlich hinaus, mit sich berathend, was geschehen und wie er sich benehmen solle.

Zu seiner Freude erschienen bald darauf Graf Orlow und Gelagin im Schuldgefängniß, und beiden Herren theilte er sogleich mit, was die Sängerin befohlen und welche Aufträge sie ihm gegeben.

Gelagin schaute fast entsetzt drein, aber Orlow lachte belustigt auf.

„Sie ist in der That ein Wesen, wie es kein zweites gibt“, sagte er, „und ich meine, Gelagin, da man nicht auf solche Ausnahmswesen eingerichtet ist und für sie keine Gesetze in Bereitschaft hat, so müssen wir ihr den Willen thun, wenn es uns nicht gelingt, ihren Eigensinn zu zähmen! Kommen Sie, wir wollen hinaufgehen.“

Er sprang in hastigen Sätzen die Treppe hinauf, so schnell, daß Gelagin ihm nicht zu folgen vermochte und Orlow schon vor der Sängerin stand, als ersterer noch lange nicht die Thür erreicht hatte.

„Katharina", murmelte Orlow leiſe, „Sie ſind kein Dämon, Sie ſind ein Engel, und meine Seele neigt ſich anbetend vor Ihnen!"

Da hörte er, wie Gelagin eben mit dem Director eintrat.

„Im Namen der kaiſerlichen Majeſtät", fuhr er nun mit lauter Stimme fort, „frage ich Sie jetzt im Beiſein dieſer beiden Herren, Signora Katharina Gabrieli, ob Sie Ihr geſtriges Vergehen bereuen und Buße thun wollen?"

„Und worin ſoll die Buße beſtehen?" ſprach die Gabrieli, ſich ſtolz aufrichtend, mit funkelnden Augen.

Orlow vergaß, ihr zu antworten, er ſchaute ſie nur an, und ein Ausdruck des Entzückens flog wider ſeinen Willen über ſein Angeſicht.

Gewahrte es Gelagin? Ein ſetſames Zucken ging durch ſeine Mienen. Dann, als Orlow immer noch ſchwieg, ſagte er: „Die Buße beſteht darin, Signora Gabrieli, daß Sie ſich in unſerer Begleitung ſofort in den kaiſerlichen Palaſt begeben und kniefällig vor dem ganzen Hofe Ihrer Majeſtät Abbitte leiſten."

„Nimmermehr", rief die Gabrieli, „nimmermehr! Man kann eine Künſtlerin nicht zwingen, zu thun, was Sklaven und Leibeigenen geziemt! Ich war heiſer

und konnte gestern Abend nicht singen, das meldet Eurer Kaiserin und sagt ihr, daß man mit der Peitsche wohl Pferde zum Laufen, aber nicht die Stimme einer Künstlerin zum Tönen bringen kann! Das meldet ihr."

Wieder heftete Gelagin den fragenden Blick auf Orlow, erwartend, daß er ihr Antwort geben würde. Orlow aber, wie in einer Verzückung, starrte immer noch in ihr Angesicht und lauschte ihren Worten, die seinem Ohr himmlische Musik schienen.

Wieder zuckte Gelagins Antlitz, und Hohn und Schadenfreude sprach aus seinen Zügen. Doch beherrschte er sich sofort, da Orlow aus seiner Verzückung zu erwachen schien.

„Wenn das Ihre Meinung ist, Signora", sagte Orlow jetzt mit rauher Stimme, „so gratulire ich Ihnen! Sie werden alsdann hier einen langen Aufenthalt zu nehmen haben, die Kaiserin aller Reußen wird nicht nachgeben."

„Und ich auch nicht!" erwiderte die Gabrieli stolz. „Wir werden ja sehen, wer Siegerin bleibt!"

„Wagen Sie nicht zu viel, Signora", rief Gelagin, „die Langmuth der Kaiserin ist groß, aber Ihre Frechheit —"

„Schweig, Gelagin", unterbrach ihn Orlow hastig,

„wir haben unſern Auftrag vollführt und unſere Antwort erhalten, kommen Sie.“

Er nahm den Arm Gelagin's und führte ihn hinaus aus dem Gemach.

„Und die Signora wird alſo hier bleiben?“ fragte der Director, als ſie draußen waren und den Corridor hinunterſchritten.

Orlow nickte haſtig. „Ja, ſie wird bleiben, mein Lieber, denn Ihr ſeht es wohl, ſie wird nicht nachgeben.“

„Und das Concert und das Souper heute Abend?“

Orlow nickte wieder. „Erfüllt ihren Willen! Das Concert und das Souper mag ſtattfinden. Ganz Petersburg wird ſich über die Nachricht ergötzen.“

Ein lauernder Blick des Miniſters fuhr wieder haſtig über das hell lachende Antlitz Orlow's hin.

„Ich meine aber, Ihre Majeſtät wird das Ergötzen von Petersburg nicht theilen“, ſagte Gelagin mit lauernder Miene.

„Und das, mein Lieber, wird mich erſt recht ergötzen“, rief Orlow, der begriff, daß er den lauernden Feind hatte einen Moment hinter die Maske blicken laſſen, die er ſonſt immer ſo kunſtvoll über ſein Antlitz zu legen wußte. „Das wird mich erſt doppelt ergötzen,

denn je mehr die wilde Katze hier im Gefängniß beißt und ſpringt, deſto edler und herrlicher in ihrer Großmuth wird die Löwin ſich zeigen. Kommt jetzt, Celagin.“

Am Abend dieſes Tages begab ſich in den Räumen des Schuldgefängniſſes etwas ganz Unerhörtes, Erſtaunliches. Das Haus ſchien gänzlich ſeine düſtere Phyſiognomie, ſein verdrießliches Ausſehen verloren zu haben. In allen Zellen war es lebendig, die Geſichter aller Gefangenen waren heiter, und jeder von ihnen hatte ſich möglichſt herausgeputzt. Der große Saal im obern Stockwerk aber, der nur bei ganz beſondern Anläſſen geöffnet war, war hell erleuchtet und ſchön durchwärmt; in ſeiner Mitte ſtand ein Klavier und rings um daſſelbe in weitem Kreiſe befanden ſich für alle zum Concert der Signora Gabrieli von ihr ohne Ausnahme eingeladenen Inſaſſen des Hauſes bequeme Sitzplätze.

Punkt ſechs Uhr — nach dem Wortlaut der Einladung — verſammelte ſich das „Publikum“, und die „Concertgeberin“ trat bald darauf ebenfalls in den Saal.

Sie erſchien in vollſter Toilette wie zu einem Hoffeſt geſchmückt, in himmelblauem, ſilbergeſticktem Sammtkleide, deſſen lange Schleppe ſchwer hinter ihr herwallte. Auf dem hochaufgethürmten Haar funkelte

ein Diadem von Brillanten und Türkiſen, und ein breites Collier von denſelben Steinen blitzte an ihrem ſchönen unverhüllten Halſe.

Ein Ausruf des Staunens und Entzückens ging durch den Saal und alle erhoben ſich von ihren Sitzen.

Die Signora erwiderte den ehrfurchtsvollen Gruß in einer Weiſe, als befinde ſie ſich wirklich in hoher Geſellſchaft. Dann ſchritt ſie langſam zum Klavier hin und begann die Arie, welche ſie zuerſt vor der Kaiſerin geſungen: „Sono regina e sono amante.“

Niemals vielleicht hatte die Signora ſo ſchön, ſo empfindungsvoll, mit ſo glänzender Virtuoſität geſungen, wie an dieſem Abende, wo ihr Publikum aus armen Schuldgefangenen beſtand, aber niemals vielleicht hatte ſie auch ein Publikum gehabt, das mit ſo rauſchendem Beifall, ſolch lautem Jauchzen, ja ſelbſt mit Thränen des Entzückens ihr dankte. Und noch eine zweite Arie ſang ſie, mit derſelben Vollendung, unter demſelben Sturm der Begeiſterung.

Dann kam das Souper. Nach demſelben ſetzte die Signora ihrem guten Werke die Krone auf: ſie machte ſich anheiſchig, am Morgen des nächſten Tages den drei Gefangenen, welche am längſten ſchon im Gefängniß ſchmachteten, durch Bezahlung der Schul-

den, um derentwillen ſie inhaftirt waren, ihre Freiheit zurückzugeben.

An dieſem Abend blieb es in den Zellen noch lange laut und lebendig, und der Schließer, welcher ſonſt nur düſtere Geſichter ſah, nur Seufzen und mürriſche Worte vernahm, hörte heute nur ſingen und trällern, denn Jeder wiederholte ſich, was er von der Signora gehört, und überall im Hauſe war man heute fröhlich und heiter.

Nur Katharina Gabrieli ſelbſt war trübe und ernſt, als ſie jetzt in ihrem Zimmer allein war. Nur Gott und die Nacht ſahen es, wie ſie die Hände ringend im Gemach auf und ab ging, nur Gott und die Nacht hörten ihr leiſes Weinen.

„Er liebt mich nicht", klagte ſie, „er, der Einzige, den ich liebe! Er liebt mich nicht, ſonſt würde er kommen, mich zu befreien oder, wenn er das nicht vermag, die Haft mit mir zu theilen."

Stundenlang rang ſie ſo mit ihrem Schmerze, ihrem Stolz und ihrer Liebe und erſt ſpät in der Nacht ſchlief ſie in Thränen ein.

Am andern Morgen, als es lebendig geworden im Hauſe, trat der Schließer, welcher zu dem beſondern Dienſt der Signora beſtimmt war, zu ihr ein.

„Signora", ſagte er, „es iſt heute ein neuer

Schuldgefangener eingebracht, und er wünſcht Sie zu ſprechen!"

„So mag er kommen", ſagte ſie ſanft, „vielleicht bedarf er der Hülfe! Ich bin bereit, ſie ihm zu gewähren!"

Der Diener ging hinaus, und jetzt, als die Thür ſich wieder öffnete, tönte ein Schrei von Katharina's Lippen, ſie ſprang empor und eilte dem Eintretenden entgegen, die beiden Hände ihm hinhaltend, mit einem ſeligen Lächeln ihn begrüßend.

„Werner, Sie ſind es? Sie kommen zu mir? O, ich danke Ihnen, danke Ihnen aus der Fülle meines Herzens!"

„Signora", ſagte er vollkommen ruhig, indem er die Hände, die ſich ihm entgegenſtreckten, gar nicht zu ſehen ſchien, „es iſt keines Dankes werth! Ich thue nur meine Pflicht. Ich habe dem Fürſten Kaunitz gelobt, treu, wie es einem ergebenen Diener geziemt, an Ihrer Seite zu bleiben, und es iſt natürlich, daß ich mein Gelöbniß halte."

„Sie haben es dem Fürſten Kaunitz gelobt", wiederholte ſie mit verhaltenem Schmerz.

„Ja, Signora, und deshalb, wenn anders Sie ſelber nicht Ihren bezahlten Diener wegſchicken, bleibt derſelbe nun auch hier im Gefängniß in Ihrer Nähe."

„Wohl, so danke ich Ihnen", sagte sie leise, „daß Sie den Fürsten, meinen Freund, so hoch schätzen, um seinetwegen das Opfer Ihrer Freiheit nicht zu scheuen und sich sogar in Haft zu begeben, denn, wie man mir sagt, ließen Sie sich als Schuldgefangener hier einbringen!"

„Es gab kein anderes Mittel, um zu Ihnen zu gelangen", sagte er ruhig, „und nur durch die Vermittelung des Grafen Cobenzl ist es mir gelungen. Er hat mich als seinen Schuldner angeklagt und mir so den Weg gebahnt, meine Pflicht thun zu können."

„Nun, es ist gut, Werner", erwiderte die Gabrieli, die jetzt ihre stolze Ruhe wiedergefunden, „daß Sie da sind, Sie können Mancherlei thun! Ich habe gestern drei Schuldgefangene ausgelöst, Sie werden an den österreichischen Gesandten schreiben und ihn in meinem Namen bitten, daß er die Summe für dieselben hierher sende!"

Dann wandte sie sich um und verließ hastigen Schrittes, mit stolz erhobenem Haupte das Gemach.

Eine Stunde später fuhr Graf Orlow beim Schuldgefängniß vor.

„Sie ist oben in ihrem Zimmer?" fragte er den schell herbeeilenden Director.

„Zu Befehl, Excellenz!"

Digitized by Google

Haſtig ſchritt der Graf hinauf und unangemeldet ſtürmte er jetzt in das Gemach der Signora. Sie ſaß an ihrem Klavier und ſchien den Eintretenden gar nicht gewahr zu werden. Ruhig ſpielte ſie weiter, und ſelbſt als Graf Orlow mit lauter Stimme ihren Namen rief, wandte ſie nur langſam das Haupt und nickte ihm lächelnd zu; er aber ſtürzte zu ihr hin und faßte ihre Hände.

„Signora, Sie ſind grauſam", rief er. „Sie wiſſen, was ich leide, und Sie lächeln!"

„Geben Sie zuerſt meine Hände frei, Graf!" ſagte ſie ruhig. „Die Kaiſerin Katharina mag Gefallen finden an ſolchen Huldigungen, ich aber, ein Kind des Südens, ſchrecke davor zurück!"

„Nun wohl", ſagte er, ſie loslaſſend, „ich will ſanft ſein wie eine Taube, obwohl Sie mich anſchauen mit den Augen einer Tigerin! Ich bin noch vor Gelagin hierher gekommen, Katharina, weil ich Sie allein ſehen wollte! Ich muß endlich die Maske von meinem Geſichte nehmen, muß endlich Ihnen ſagen, daß ich Sie anbete, daß ich Ihr Bild Tag und Nacht vor meinen Augen habe, daß ich bereit bin, Alles hinzugeben für Ihre Liebe! Katharina, ich bin reich und mächtig, fordern Sie, und wären es Millionen, ich lege ſie Ihnen zu Füßen! Fordern Sie, und wäre es ein Fürſten-

thum, es sei Ihnen! Ich liebe Sie, Katharina, ich kann nicht ohne Sie leben!" Er sank vor ihr auf seine Kniee nieder.

„Diese Liebe ist wirklich so echt und wahr, daß Sie mir Ihre Hand anbieten, daß Sie mich zu Ihrer Gemahlin machen wollen?" fragte sie.

„Was soll das elende, armselige Wort!" rief er. Die Signora unterbrach ihn.

„Still, man belauscht uns!"

Er sprang empor und wendete sich um. Dort an der leise geöffneten Thür stand Gelagin. Ein triumphirendes Lächeln glänzte auf seinem Angesicht.

„Ich hörte, daß Sie schon da seien, Graf Orlow", sagte er mit seltsamem Ton; „ich fürchtete, mich verspätet zu haben, aber es scheint, ich komme doch noch zu früh. Wenn ich störe, will ich draußen warten."

„Nicht nöthig, Herr Minister", sagte Katharina ruhig; „was wir bei offenen Thüren verhandelt, kann Jedermann wissen! Graf Orlow erzeigte mir die Ehre, mich um Rath zu fragen. Vergaßen Sie, daß man bei Hofe ein neues Theaterstück einstudirt, dessen hohe Verfasserin Ihre Majestät die Kaiserin selber ist, und daß der Graf in demselben die Hauptrolle hat? Wir übten eben eine Scene daraus, nicht wahr, Herr Graf?"

„In der That", bestätigte Orlow, „und ich bitte die Signora, daß wir morgen fortfahren."

„Dann wird der Graf zu der Probe sich in Ihre Wohnung begeben müssen, Signora", sagte Gelagin mit spöttischem Lächeln. „Die Kaiserin Katharina, meine erhabene Herrin, findet es unter Ihrer Würde, den Zwist mit einer bezahlten Sängerin weiter zu führen! Sie haben Ihre Strafe empfangen und sind jetzt frei. Ihr Wagen wird sogleich da sein, um Sie nach Ihrem Hotel zurückzubringen."

„Das heißt", sagte die Signora spöttisch, „Graf Cobenzl ist zu Ihrer Majestät gegangen und hat im Namen des Fürsten Kaunitz für die österreichische Unterthanin Schutz begehrt!"

Eben trat der Director ein, um der Signora zu melden, daß ihr Wagen warte und daß nichts sich ihrer Abfahrt entgegensetze.

„So geben Sie mir Ihren Arm, Signora", sagte Graf Orlow, sie mit glühenden Blicken betrachtend, „ich führe Sie hinab."

Aber Gelagin legte seine Hand auf die des Grafen Orlow.

„Ich bitte, Graf! Majestät wünscht, daß die Signora, die schon so viel Aufsehen in Petersburg veranlaßt, jetzt weiter keinen Eclat mache. Auch glaube ich, es

wäre nicht ganz klug von Ihnen gehandelt, wenn Sie der Signora so öffentlich Ihre Huldigungen darbrächten! Man ist nie so mächtig, daß man nicht fallen könnte, bedenken Sie das wohl!"

„Gut, Gelagin! Es wird sich von dieser Stunde an zeigen, ob Du mein Freund oder mein Feind bist; meinem Freunde werde ich dankbar sein, meinen Feind werde ich vernichten!"

Er wandte sich und ging hinaus, Gelagin schaute ihm nach mit tückischem Blick und flüsterte leise bei sich: „Dein Feind wird Dich vernichten!" Dann grüßte er die Signora und entfernte sich ebenfalls.

„Und jetzt, Signora", sagte der Director, „bitte ich um die Ehre, der gefeierten Sängerin meinen Arm reichen zu dürfen."

„Und ich bedaure, Ihnen dieselbe nicht erweisen zu können", sagte sie ruhig und kalt. „Ich bitte, rufen Sie meinen Secretär, den Schuldgefangenen Werner, ich bezahle für ihn, denn er muß mich begleiten!"

Vierzehntes Kapitel.

Liebeserklärungen.

„Sie, Graf Orlow, und wiederum Sie“, rief Signora Gabrieli, von dem Divan emporfahrend, auf welchem sie in Gedanken versunken geruht hatte. „Ich befinde mich wieder in meinen eigenen Gemächern! Wer also gibt Ihnen das Recht, so unangemeldet zu mir herein zu stürzen?“

„Wer mir das Recht gibt?“ sagte er, ihre widerstrebende Hand ergreifend. „Schau' mich an, Katharina, und lies es in meinen Blicken.“

„Lassen Sie mich los, Graf.“

„Nein, ich lasse Dich nicht“, rief er leidenschaftlich. „Sieh mich nur so zürnend an, schilt nur, Katharina, Dein Schelten klingt mir wie himmlische Musik und ich lausche entzückt auf Deine Worte, die einen Klang haben, wie mein Herz ihn nie gehört, Du —“

„Genug der Worte", unterbrach sie ihn, immer noch versuchend, ihm ihre Hand zu entziehen. „Es ist genug."

„Nicht genug", rief er leidenschaftlich. „Höre mich und suche nicht, mir Deine Hand zu entreißen, denn ich will sie haben und halten für das ganze Leben. Signora Gabrieli, gestern im Gefängniß, als ich, hingerissen von Bewunderung, niederkniete, Ihnen meine Liebe zu bekennen, da fragten Sie mich, ob ich Sie heirathen wolle? Und jetzt, Du herrliches Weib, jetzt komme ich, um Deine Frage zu beantworten: Signora Katharina Gabrieli, Graf Gregor Orlow bittet Dich um Deine Hand."

„Um meine Hand? Wozu?"

„Wozu? Willst Du mich höhnen, Katharina? Mich mit Dir trauen zu lassen zum ewigen Bunde der Liebe! Ja, ich liebe Dich bis zur Raserei und gebe Alles hin für Dich! Die Kaiserin wird zürnen, aber wir werden versuchen, die Löwin zu zähmen und ihr die Hand auf den Nacken zu legen."

„Herr Graf", sagte Katharina mit stolzer Würde, „ich erkenne ganz die Ehre, welche Sie mir erzeigen, allein ich bedaure, Ihren Antrag nicht annehmen zu können, denn ich liebe Sie nicht und ich bin nicht gesonnen, meine Hand ohne mein Herz zu verschenken."

Er stieß einen lauten Schrei aus und faßte mit beiden Händen ihre Schultern.

„Weib, bist Du rasend? Wagst Du es wirklich, den Zorn Orlow's zu reizen? Und meinst Du, Du dürftest ungestraft das dem Orlow bieten? Du meinst, Du dürftest aus diesem Zimmer hinausgehen mit dem stolzen Bewußtsein, mich, mich zurückgewiesen zu haben? Nein, das wird nicht geschehen, Du sollst nicht—"

„Lassen Sie mich los, Graf Orlow", rief sie mit lauter Stimme, „lassen Sie mich los, oder —"

„Nun, oder?"

„Oder ich rufe um Hülfe."

„Siehst Du", lachte er höhnisch, „Du zitterst vor meinem Zorn und wagst doch mir zu trotzen, mir! Aber ich halte Dich und lasse Dich nicht, bevor Du das Wort zurückgenommen, welches Du eben gesprochen. Schnell besinne Dich, oder —"

„Nun, oder?" fragte sie, mit flammenden Augen ihm ins Angesicht schauend. „So fügen Sie es doch hinzu: oder ich morde Dich! Auch vor dieser Schandthat wird Graf Orlow nicht zurückschrecken!"

Er stieß abermals einen wüthenden Schrei aus, und seine Hand ließ ihre Schulter los und legte sich um ihren Hals.

In dieſem Augenblick ward die Thür haſtig aufgeriſſen, und Werner ſtürzte herein.

„Was geſchieht hier?“

Graf Orlow zuckte zuſammen, ließ wie aus einer Betäubung erwachend die Hände niederſinken und taumelte zurück.

„Ach, ich Unſinniger, was habe ich gethan!“ murmelte er leiſe vor ſich hin. „Aber Sie haben mich gereizt, Signora Gabrieli“, rief er dann laut. „Sie hätten wiſſen ſollen, daß das nicht gut thut! Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr, wenn man mich reizt! Doch jetzt vergeſſen Sie, was ich gethan, vergeſſen Sie alles Andere und erinnern Sie ſich nur deſſen, was ich geſagt, als ich kam. Ich habe eine Frage an Sie geſtellt und will glauben, Sie ſchulden mir noch die Antwort! Ich will drei Tage darauf warten, drei Tage in Ruhe und Geduld, und nicht wieder verſuchen, hier einzudringen! Aber am dritten Tage komme ich, und dann wehe Ihnen und mir, wenn Sie mir keine gute Antwort geben. Nun leben Sie wohl!“

Er nickte ihr zu und bleich und ſchwankend verließ er das Gemach.

Sie ſchaute ihm entſetzten Blickes nach, und als die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen, ſprang ſie ſchnell hin und ſchob den Riegel vor; dann erſchöpft und

keuchend ſank ſie neben der Thür auf einen Seſſel nieder.

Werner eilte zu ihr und ſchaute ſie mit angſtvoll fragenden Blicken an.

„Signora Gabrieli, was iſt geſchehen, was bedeutet dies Alles?“

Sie richtete ſich langſam auf und ſchaute ihn tief bewegt an.

„Das bedeutet, Werner, daß Sie mir das Leben gerettet haben! Er wollte mich ermorden, dieſer tolle, wahnſinnige Menſch! Sie haben mich gerettet, Werner, ich danke Ihnen.“

Werner lächelte ungläubig und nahm die Hand, die ſie ihm darreichte, nicht an.

„Sie täuſchen ſich, Signora! Ich habe nichts gethan, um Ihren Dank zu verdienen! Ich kam, wie es meine Pflicht war, zu unſerer gewöhnlichen Arbeitsſtunde hierher, da hörte ich lauten Streit, und wie es auch meine Pflicht war, trat ich ein wenig eiliger ins Zimmer als ſonſt. Sie ſind mir deshalb keinen Dank ſchuldig.“

„O!“ rief Katharina, „Sie haben kein Herz, Werner!“

„Oder, Signora“, ſagte er ruhig, „vielleicht iſt mein Herz ein weißes Blatt, und noch iſt nichts darauf geſchrieben.“

„Nun wohl denn, so will ich einen Namen auf dies weiße Blatt schreiben: meinen Namen, Werner!“

„Ihren Namen!“ rief er, und es glänzte einen Moment wie ein Sonnenstrahl über sein Angesicht, dann trat er zurück.

„Sie wollen mit mir scherzen, Signora!“ sagte er ernst.

„Nein“, rief sie leidenschaftlich, „nein, Du weißt, daß ich nicht scherze! Du weißt auch, Du grausamer Mann, daß in Deinem Herzen mein Name schon geschrieben steht. Warum wolltest Du es mir nicht sagen? Meintest Du in Deinem Mannesstolz, es geziemte Dir nicht, um ein Weib zu werben, welches in Glanz und Ruhm dasteht? Nun wohl, wenn Du mich so hoch stellst, so ziemt es mir, zu sprechen, und ich will's! Werner, ich liebe Dich! Nun öffne mir Dein Herz, nun thue Deine Lippen auf und bekenne das Geheimniß Deiner Seele!“

Eine Pause trat ein; sie schaute mit offenen Armen und fragenden Blicken zu ihm hin; er aber trat einen Schritt zurück.

„Ich glaube Ihnen nicht, Signora“, sagte er.

„Du glaubst mir nicht!“ rief sie. „Ich bekenne Dir, daß ich Dich liebe, und Du, Du glaubst mir nicht?“

„Nein“, ſagte er ruhig, „ich glaube Ihnen nicht! Es iſt nur eine Laune, Signora, welche Sie zu mir zieht! Weil alle zu Ihren Füßen liegen, ſo reizt es Sie, daß es einen gibt, der dies nicht thut! Und wenn dieſer eine auch nur ein armer geringer Mann iſt, ſo peinigt das gerade Ihren Stolz! Wenn ich nun ſchwach genug wäre, zu lauſchen auf dieſe Sirenenlaute, die freilich bezaubernd klingen, dann würde die Sirene mit ſpöttiſchem Lachen ſich von mir wenden und rufen: Du biſt an Deinem Platz, auf Deinen Knieen! Bleibe da, Sklave, neben den andern Sklaven!“

Sie hatte, die Hände in einander gefaltet, athemlos auf ſeine Worte gelauſcht.

„Das glaubſt Du, Werner?“

„Ja, das glaube ich, Signora. Sie ſagen, daß Sie mich lieben, Katharina? Wiſſen Sie, was ich fordern würde, wenn ich an Ihre Liebe glauben ſollte?“

„Sagen Sie es mir, Werner, ſprechen Sie!“

„Ich wiederhole, was ich ſchon einmal zu Ihnen ſprach: Maria Magdalena, als ſie ihren Erlöſer erkannt hatte, warf Alles von ſich, Gold und Silber, Juwelen und Brillanten, Ruhm und Freude, warf Alles von ſich und neigte ſich vor dem Herrn. Dann

ging sie in die Wüste, um zu büßen und zu bereuen, und sie weinte über sich selbst glühende Thränen. Das waren ihre ersten Brillanten, welche Wohlgefallen fanden vor den Augen Gottes."

„O Werner", ächzte sie leise, die Hand vor ihr Angesicht legend, „Sie sind grausam."

„Nicht grausam, Signora, nur wahr! Ich verstehe die Liebe anders wie Sie. Für mich ist sie nicht die flüchtige Laune einer Stunde, für mich ist sie die höchste Blüte des Daseins, das vom Himmel hernieder gestiegene Gotteslicht, und wenn das meine Seele und mein Herz einmal durchleuchtet hat, so wird es nur verlöschen mit meinem Leben. Der Bettlerin, die ich liebe, könnte ich anbetend zu Füßen sinken und sagen: Gib mir Deine Hand und Du gibst mir damit das höchste Glück, und die höchste Ehre und den höchsten Reichthum! Aber ebenso sage ich der reichen, angebeteten, berühmten Frau: Wenn Du mich liebst, so beweise es mir, indem Du Deinen Ruhm von Dir wirfst und Deine Schätze, um als Bettlerin hinzutreten vor mich und zu sagen Da bin ich, erlöse mich von meiner Vergangenheit Dies ist es, Signora, was ich begehren würde von der Frau, die ich lieben soll, und dies ist es, Signora, was Sie nimmer thun würden. Und das ist ein

Beweis, daß Sie die wahre Liebe noch nicht in Ihr Herz aufgenommen haben."

Er neigte sich tief vor ihr, dann wandte er sich und ging.

Sie hatte noch immer mit verhülltem Angesicht dagestanden. Das Zufallen der Thür machte sie erschrecken und sie ließ die Hände von ihrem Angesicht niedergleiten.

„Er ist fort", weinte sie, „er hat mich allein gelassen, allein in dieser Oede des Lebens! Er verachtet, er verschmäht mich und glaubt nicht an meine Liebe! Aber er soll daran glauben, ich will ihm beweisen, daß Katharina Gabrieli ihn liebt, wenn auch nicht so, wie er es meint! Das Leben ist mir nichts ohne ihn, ich werfe es von mir, wenn er es nicht mit mir theilen will!"

Fünfzehntes Kapitel.

Cagliostro.

Eine dunkle Nacht lag über Petersburg. Die große Glocke des Isaaksthurms hatte so eben die zehnte Stunde geschlagen, als eine verhüllte Gestalt schnell und geräuschlos die Thür eines Hauses, das in einer Seitenstraße lag, öffnete und den kleinen niedrigen Flur betrat, den eine von der Decke herabhängende Lampe nur spärlich beleuchtete. Wie Jemand, der mit den Räumlichkeiten schon bekannt ist, schritt der Vermummte über den Flur dahin nach der gegenüberliegenden Thür. Auch diese öffnete er und betrat den dahinter gelegenen hellen Corridor.

Ein Diener in reicher, eleganter Tracht wartete dort. Nachdem der Ankömmling zu diesem einige Worte gesprochen, deutete der Diener mit der Hand

den Gang hinunter. Der Verhüllte schritt weiter. Da trat aus einer dritten Thür ein hochgewachsener Mann in langem Talar von purpurner Seide, mit gesticktem prachtvollem Gürtel.

„Sie wünschen mich zu sprechen?“ fragte er.

Jener schob die Kapuze zurück. „Ich bin es, Cagliostro.“

„Ah, Sie, mein Fürst! Sie kommen zu mir, das heißt, Sie bringen mir eine Freudenbotschaft!“

„Ja, wenn Sie es so nehmen wollen, bringe ich Ihnen eine solche! Der Kurier, den ich erwartete, ist vor einer Stunde in der österreichischen Gesandtschaft eingetroffen. Hier die Antwort auf Ihren Brief und Ihr Gesuch. Der Kaiser Franz ladet Sie zu sich und will in seinem Laboratorium mit Ihnen arbeiten, aber er wünscht, daß Sie so schnell als möglich kommen.“

„Wahrlich, das wünsche ich auch!“ sagte Cagliostro seufzend. „Sie wissen, Fürst, daß ich nicht bin, was ich scheine, und daß von dem Stein der Weisen, in dessen Besitz zu sein ich mich rühme, auch nicht ein Atom sich in meiner Hand befindet. Ich habe falsch gerechnet! Ich habe geglaubt, hier, am Hofe der seltsamen Kaiserin, mein Glück zu machen. Ich verließ deshalb die Türkei, wo man an mich wie an einen Gott glaubte, und muß nun erkennen, daß ich ein

Thor gewesen, der sich in allen seinen Berechnungen getäuscht hat. Doch Sie, Fürst, streckten mir Ihre rettende Hand entgegen. Es ist Alles zu meiner Abreise bereit, und diese Nacht noch verlasse ich Petersburg."

„Reisen Sie! Sie sind gut empfohlen und Sie werden gut empfangen werden! Aber das ist es nicht allein, was mich hierher geführt! Sie ertheilen heute also Ihre letzten Audienzen?"

„Ja, heute zum letzten Male will ich die thörichten Kranken, die von mir Genesung hoffen, empfangen und ihnen meine Arzneien und meinen Rath verkaufen! Es wird mein Reisegeld sein!"

„Sie haben das nicht nöthig", erwiderte der Andere, ein Blatt Papier und eine Börse auf den Tisch legend. „Hier ist eine Anweisung an meinen Banquier in Wien, und hier ist Gold! Doch bitte ich Sie, heute Abend noch Besuche anzunehmen, und zwar wird ein Wesen kommen, sich von Ihnen Rath und Hülfe zu erflehen, ein Wesen, das Sie kennen, wie ganz Europa es kennt, ein Weib, das ich liebe, Cagliostro!"

„Und dies Weib, mein Fürst, lassen Sie zu mir gehen, und wissen doch nur zu gut, daß mein Lebenselixir allein für die Thoren wirksam ist?"

„Sie will nicht das Elixir des Lebens, ſondern das des Todes von Ihnen holen, ſo glaube ich, ſo fürchte ich, ja, wenn Sie wollen, ſo hoffe ich! Ich ſpreche für Sie in Räthſeln! Was thut's? Ich weiß, daß der morgende Tag für mich ein Tag des Glückes ſein wird, wenn, was ich befürchte oder erhoffe, wahr iſt! Caglioſtro, kennen Sie die Signora Gabrieli?"

„Wer kennte ſie nicht, Fürſt!"

„Nun denn, ſie wird, wie ich überzeugt bin, hierher kommen, um von Ihnen Gift zu holen. Sie hat ihre Kammerfrau nach Ihrer Wohnung gefragt und nach der Art, wie man zu Ihnen gelangen könnte; dieſe Kammerfrau iſt in meinem Sold und hat mir Bericht erſtattet! Signora Gabrieli wird kommen! Horch, die Glocke tönt! Sie erlauben, daß ich bleibe und mich verberge!"

„Wer weiß, ob die Gabrieli es iſt! Indeß, Sie ſind ein Ehrenmann und können ſchweigen! Ich vertraue Ihnen! Treten Sie hinter dieſen Schirm, Niemand wird Sie hier ſehen, dagegen können Sie Alles ſehen!"

Er ſchob haſtig den Schirm zurück, der vor dem Kamin ſtand, und der Fürſt ſchlüpfte dahinter. Einen Moment darauf ward die Thür geöffnet und herein trat eine verhüllte Geſtalt. Auf der Schwelle blieb ſie ſtehen.

„Der Doctor Cagliostro?“ fragte sie, und diese Stimme machte das Herz dessen, der hinter dem Schirme stand, erbeben und sagte zugleich Cagliostro, daß Signora Gabrieli zu ihm eingetreten sei.

„Er befindet sich vor Ihnen. Und was ist der Grund Ihres Kommens? Was haben Sie mir zu sagen?“

„Was ich Ihnen zu sagen habe? Nichts und Alles! Was mich zu Ihnen führt? Das Leben oder der Tod! Man hat mir gerühmt, daß Sie in den Sternen zu lesen wissen und daß nichts Ihnen verborgen bleibt! Nun denn, wissen Sie, was mich zu Ihnen führt?“

„Ich weiß es!“

„Man hat mir auch mitgetheilt, daß Sie Gift verkaufen?“

„Es kommt darauf an, was Sie unter Gift verstehen!“

„Ich verstehe darunter das Lebenselixir. Der thörichte Haufen sagt freilich, Cagliostro besitzt das Lebenselixir, und meint damit einen Trank der Unsterblichkeit. Aber ich weiß wohl, Cagliostro, was Sie damit meinen! Das Lebenselixir ist der Trank der Sterblichkeit, des Todes, und wenn ich von Ihnen Gift fordere, so will ich damit den Trank des ewigen

Lebens oder des Todes! Wollen Sie ihn mir geben?"

„Das hängt davon ab, für wen Sie ihn begehren! Wenn für Sie selbst, Katharina Gabrieli, so sollen Sie ihn haben! Wenn für Andere, so sage ich nein!"

„Ah, Sie kennen mich?" fragte sie gleichgültig.

„Ob ich Sie kenne! Jugend, Schönheit und Künstlerschaft, Freude der Augen und Qnälerin der Herzen, ja, Katharina Gabrieli, ich kenne Sie!"

„Nun denn, weil Sie mich kennen, will ich Ihnen sagen, daß ich den Trank für mich selber haben will, daß mein Leben nichts ist als ein fortgesetztes Fest, und weil Sie ein Arzt sind, wissen Sie auch, daß man am Ende eines allzulangen Festes sich krank und elend fühlt und daß einem, je mehr man genossen, desto erbärmlicher nachher zu Muthe ist!"

„Sie aber, Signora, sind noch nicht am Ende des Festes! Sie sind jung und so gefeiert, daß Sie mit jedem Schritt, den Sie in die Welt hineinthun, Lorbeeren unter Ihren Füßen sprossen sehen!"

„Und doch bin ich dahin gekommen", unterbrach sie ihn, „alle Lorbeeren gering zu schätzen und Alles zu verachten, weil ich auf den Grund der Dinge geschaut habe. Das Leben liegt auf mir wie eine schwere Last, der Ruhm, um den die thörichten Menschen

mich beneiden, drückt mich nieder! Ich kann das Dasein nicht mehr ertragen. Die Vergangenheit ist für mich ein Gespenst, die Gegenwart langweilt mich tödtlich und —"

„Und die Zukunft entsetzt Dich, armes Kind!" unterbrach sie Cagliostro ernst. „Ich kenne das, ich kenne Deine Leiden! Auf der Höhe Deines Ruhms schaust Du, wenn Deine glänzende Carrosse Dich vorüberführt an den Hütten der Armuth, neidisch hinein in die niedrigen Fenster und denkst: Dahinter wohnt vielleicht ein glückliches Weib, hält ihr Kind an ihrer Brust und küßt den Gatten, der sie liebt! Ja, auf der Höhe des Ruhms beneidest Du das Glück der ärmsten Bürgersfrau, Katharina Gabrieli!"

„Ach", sagte sie matt, indem sie auf deinen Sessel niedersank, „Sie besitzen wirklich den Stein der Weisen, Cagliostro, Sie schauen in die Herzen!"

„Und ist es wahr, Signora, hat Ihr starker Geist doch auch seine schwachen Stunden, und das elende, jammervolle Ding, was man öffentliche Meinung nennt, beunruhigt die geniale Künstlerin?"

„Ja", murmelte sie, als wenn sie nur zu sich selber ihre innersten Gedanken spräche, „ja, die öffentliche Meinung und was man von mir spricht und denkt, mordet mich! Ich könnte glücklich sein, aber die öffent-

liche Meinung verdammt mich beim höchſten wie beim niedrigſten Manne! Ich könnte glücklich ſein, wenn man meinen Namen mit weniger Begeiſterung, aber mit mehr Achtung nennte!“

„Achtung!“ ſagte Caglioſtro achſelzuckend. „Das iſt eine Waare, die ich nicht zu verkaufen habe, Signora! Alles auf Erden ſonſt iſt käuflich, die Liebe und die Freundſchaft, aber die Achtung muß man ſich verdienen, die kann man für alles Gold der Erde nicht kaufen!“

„Und weil man das nicht kann“, rief ſie leidenſchaftlich, „weil ich ſie weder mit Brillanten noch mit Geld kaufen kann, darum will ich ſterben!“

„Sterben?“ fragte er. „So ſind Sie doch nur ein ſchwaches Weib!“

„Schwach?“ ſagte ſie. „Ich meine, es gehört wohl Stärke dazu, mitten aus ſeinen Triumphen von der Höhe ſeines Ruhms hinabzuſteigen in das Grab! Nein, Caglioſtro, ich bin nicht ſchwach!“

„Doch, Signora, Sie ſind ſchwach! Wenn Sie es nicht wären, würden Sie ſich nicht erheben über die dumme, eiferſüchtige Menge?“

„Sie haben Recht, Caglioſtro, was die Menge betrifft. Doch die Verachtung eines edlen Menſchen, den man liebt, iſt ein Dolchſtoß, der ſo tief das Herz

durchbohrt, daß es ſich daran verbluten muß! Das meine hat dieſen Dolchſtoß empfangen, und ich bin müde des Lebens, und darum, Doctor, komme ich zu Ihnen, um mir das Lebenselixir zu holen. Verſagen Sie es mir nicht! Ich möchte auf keine unſchöne Weiſe aus dem Leben ſcheiden und ich fürchte, meine Hand iſt zu ſchwach, um den Dolch zu führen! Geben Sie mir etwas von Ihrem Lebenstrank, damit ich friedlich von hinnen gehe und damit mein Antlitz nicht im Tode entſtellt ſei, auf daß, wenn er mich anſchaut, mein friedliches Antlitz vielleicht ihm eine Thräne der Rührung entlockt!"

„Armes Kind", ſeufzte Caglioſtro, „ich ſehe wohl, Ihre Wunde iſt tief, und nur der ewige Schlaf kann ſie heilen! Ich werde Ihnen geben, was Sie begehren!"

Er ging zu dem Wandſchrank, nahm eine Phiole und reichte ſie der Sängerin dar.

„Wenn Sie jetzt heimkehren und ſich zur Ruhe begeben, gießen Sie unter Ihren Trank aus dieſem Fläſchchen. Sie werden keinen Schmerz empfinden, Sie werden ſanft hinſinken zum ewigen Schlaf — oder zum ewigen Erwachen! Nehmen Sie!"

„Und hier nehmen auch Sie!" ſagte ſie, eine Börſe auf den Tiſch legend. „Ich danke Ihnen,

Doctor, wie ein Gefangener dem dankt, der ihn befreit! Leben Sie wohl!“

Und mit haſtigen Schritten verließ ſie das Gemach.

In tiefer Erſchütterung kam der Fürſt aus ſeinem Verſteck hervor.

„Sie haben Alles gehört?“ fragte Caglioſtro.

„Ja, Alles gehört und mein Herz iſt voll Jubel und Freude! Maria Magdalena hat ſich ſelbſt erlöſt! Und was gaben Sie ihr ſtatt des Giftes?“

„Nur einen beruhigenden Schlaftrunk! Sie wird ihn nehmen und wird dann zehn Stunden ſchlafen, einen feſten, traumloſen Schlaf. Wenn Sie erwacht, wird ſie ſich ſtark und kräftig fühlen!“

„Ich danke Ihnen, Caglioſtro, danke Ihnen aus dem Grunde meiner Seele! Reiſen Sie wirklich heute?“

„Ja, Fürſt, noch dieſe Nacht! Der Boden brennt mir unter den Füßen. Mit Kurierpferden eile ich nach Wien!“

„Ich hoffe, daß ich auch bald dort ſein werde, oder vielmehr, laſſen Sie mich ſagen, wir, und daß ich Ihnen dann als der glücklichſte der Sterblichen das ſchönſte und geliebteſte Weib als meine Gemahlin zeigen werde!“

Sechzehntes Kapitel.

Die Todesbraut.

Mit strahlendem Angesicht war Signora Gabrieli von ihrer späten Ausfahrt heimgekehrt; die Kammerfrau Georgine begleitete sie bis an die Thür ihres Boudoirs und fragte, ob die Signora zu soupiren befehle und ob man Herrn Werner zu dem Souper rufen solle.

Sie schüttelte lächelnd das Haupt. „Heute nicht, Georgine, ich bin satt des Lebens und Eurer irdischen Genüsse, satt auch der Menschheit; ich mag nichts mehr wissen und hören von Euch allen! Aber schmücken sollst Du mich heute wie zu einem Feste, schmücken wie eine Braut, die sich zur Trauung begibt! Ja, Georgine, wie eine Braut, die einem Kaiser sich vermählen will! Meine schönsten Gewänder, meinen herrlichsten Schmuck will ich anlegen."

„Die Signora wollen sich also zu einem Feste begeben?“ fragte die Kammerfrau anscheinend mit harmloser Miene.

„Ja, zu einem Feste will ich mich begeben“, erwiderte jene lächelnd, „und ein geliebter, ein angebeteter und längst ersehnter Freund erwartet mich bei demselben. Nun eile Dich, Georgine, denn mein Herz ist ungeduldig und sehnt sich dem Freunde entgegen. Eile Dich und rufe auch Deine beiden Gefährtinnen, die beiden Kammermädchen zu Deiner Hülfe herbei! Ich will sie noch einmal sehen, es sind gutherzige Geschöpfe, und ich glaube, sie lieben mich.“

„Sie lieben die gnädige Signora, wie Jeder Sie liebt, der das Glück hat, Ihnen zu nahen.“

„Jeder?“ sagte sie mit einem bittern Lachen. „Sage lieber, Georgine, Jeder, der dafür bezahlt wird. Vergib mir, armes Kind, ich wollte Dich damit nicht kränken. Mag es denn so sein, es liebt mich Jeder, es kommt auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an! Nun eile Dich!“

Die Kammerfrau rief die beiden jungen Mädchen herbei, und bald waren sie alle um die Signora beschäftigt und kleideten dieselbe in das weiße Atlasgewand mit der goldgestickten Schleppe, über welches gleich einer von Sonnenstrahlen angehauchten Wolke eine

Tunica von durchsichtigem Goldstoff sich ergoß. Das wundervolle Haar, welches in reicher Fülle ungepudert das Haupt schmückte, ward dann mit einem goldenen Diadem geziert, Spangen von Brillanten umschlossen die schönen Arme und den Hals das prangende Collier mit den funkelnden Steinen, welche einer Kaiserin Ehre gemacht haben würden.

„O wie prächtig ist die Signora anzuschauen", riefen die Mädchen mit dem Ausdruck wirklichen, ungeheuchelten Entzückens. „Wenn das Publikum die Signora heute Abend sehen könnte, so würde alle Welt wieder bezaubert sein von Ihrer Schönheit!"

„Schweigt, Ihr Guten, schweigt! Mich gelüstet nicht mehr nach dem Manna der Schmeicheleien. Laßt mich nun! Die Toilette ist beendet, und das Fest beginnt. Geht hinaus, Mädchen, und damit Ihr heute recht zufrieden seid und zuweilen noch dieses Augenblicks gedenkt, nehmt dies zur Erinnerung!"

Sie nahm aus ihrem Schmuckkästchen ein paar von Juwelen funkelnde Armbänder und reichte sie den jungen Mädchen dar, die jauchzend vor Entzücken sie empfingen und zu ihren Füßen niederknieen wollten, ihr zu danken.

Sie hob sie auf. „Laßt das! Nichts mehr von irdischer Unterthänigkeit! Hier, Georgine, nimm

dies Halsband von Rubinen und Brillanten. Ich weiß, es gefiel Dir immer beſonders, und Du ſollſt es zu meinem Angedenken tragen. Still, kein Wort des Dankes! Ueberhaupt kein Wort mehr! Geht nun hinaus, ich erwarte den Beſuch, den ich lange erſehnt habe, und Niemand ſoll zugegen ſein, wenn er eintritt in mein Gemach! Geht!"

Sie verneigten ſich, küßten den Saum ihres glänzenden Brautgewandes und ſchlichen dann leiſe auf den Zehen hinaus.

Sie blickte ihnen nach und lächelte, als die Thür ſich hinter ihnen ſchloß.

Draußen befahl die Kammerfrau den beiden Mädchen, ſich zur Ruhe zu begeben, dann eilte ſie mit haſtigen Schritten nach dem Zimmer, in welchem Herr Werner wohnte.

Er hatte ſie ſchon erwartet. Sein Geſicht war tief bewegt und bleich vor Aufregung und Erwartung.

„Nun, Georgine? Die Signora iſt heimgekehrt?"

„Ja, gnädiger Herr, ſie iſt heimgekehrt!"

Mit leiſer flüſternder Stimme erzählte Georgine dem athemlos Lauſchenden, was ſich ſeitdem begeben.

Sie flüſterten lange mit einander, und Georgine

horchte mit ehrerbietiger Miene auf jedes Wort, das Herr Werner zu ihr sprach.

„Sie haben mich doch verstanden?“ fragte er.

Sie verneigte sich tief. „Dem gnädigen Herrn zu Befehl, ich habe Alles verstanden und werde mich beeifern, die Befehle des gnädigen Herrn zu vollführen.“

„Wohl denn, eilen Sie sich! Der Wagen steht bereit, fahren Sie so rasch, wie die Pferde jagen können, zum Grafen Cobenzl und übergeben Sie ihm dies Papier! Er ist von Allem unterrichtet und wird für Alles sorgen. Eilen Sie sich!“

Die Kammerfrau eilte von dannen, während Werner leise den Gang hinunterschlich zu der Thür des Gemaches, in welchem Signora Gabrieli weilte.

Er legte lauschend sein Ohr an diese Thür. Tiefe Stille herrschte ringsum; auf einmal ertönte laut und jubelnd die Stimme der Sängerin, und mit einem Ausdruck des Entzückens und der Wonne sang sie: eines jener schmelzenden italienischen Liebeslieder.

Werner horchte mit tiefer Rührung auf die Klänge. Jetzt verstummte der Gesang, und wieder ward Alles still. Eine lange Zeit verharrte Werner draußen. Endlich öffnete er leise die Thür; aber nichts regte sich, und er wußte nun, daß sie vollbracht habe, was sie beschlossen. Er trat ein.

Ja, da lag sie, hingegossen auf ihr Lager, bleich wie ein Marmorbild, aber entzückend schön.

Werner trat an das Lager und sank bewundernd davor nieder. Da gewahrte er ein kleines, zusammengefaltetes Papier, das sie in den Gürtel gesteckt hatte, an die Stelle, wo ihr Herz so glühend und so leidenschaftlich sonst geschlagen, das nun aber still stand, um, wie sie wähnte, nimmer wieder zu erwarmen.

Vorsichtig zog er das Papier hervor; es enthielt einen letzten Liebesgruß, an ihn gerichtet!

Er las ihren Scheidegruß unter Thränen und küßte mit Inbrunst die Schriftzüge der Geliebten. Dann erhob er sich, drückte noch einmal ihre ruhende Hand an seine Lippen und ging dann leise hinaus.

In dem Hotel der Signora herrschte diese Nacht keine Ruhe, und es war ein seltsames Schaffen und Wirken in allen Räumen. Wagen kamen und fuhren von dannen; eine ganze Schaar Arbeiter waren thätig in den Sälen und Gemächern. Es schien, als ob man Alles vorbereite zu einem glänzenden Feste, zu einer ernsten, kirchlichen Feierlichkeit sogar, denn in dem kleinen Empfangssaal der Signora errichtete man jetzt einen Altar, geschmückt mit Blumen und Guirlanden.

Mit Blumen bestreut war auch der Fußboden rings um den Altar, in dessen Mitte aus einer goldenen

Schale die ſpitzen Flammen der Naphtha auf und nieder züngelten. In dem Boudoir dicht neben dem Saale hatten mehrere Herren ſich verſammelt, der öſterreichiſche Geſandte Graf Cobenzl nebſt einigen Attachés, ſowie der katholiſche Kaplan, welcher der Kapelle des Geſandtſchaftshotels vorſtand. Die Herren plauderten in heiterer Weiſe mit einander.

Werner hatte ſie eben verlaſſen, um, wie er ſagte, die Braut zu holen. Mit haſtigen Schritten begab er ſich jetzt in das Gemach, in welchem die Sängerin, ſo meinte ſie, den Freund gefunden hatte, der ſie erlöſen ſollte von allen Schmerzen und Enttäuſchungen des Lebens.

Sie ruhte noch auf dem Lager; aber nicht mehr unbeweglich und ſtarr waren ihre Glieder und nicht mehr bewegungslos ihre Lippen. Leiſe wie in ſanftem Schlafe hob ſich ihre Bruſt, uud ein ſüßes Lächeln umſchwebte den Mund, der ſich jetzt wieder geröthet hatte.

Werner beugte ſich nieder und küßte ihre Lippen, und es war, als ob der Kuß des Geliebten ſie wieder zurückrufe in das Leben, welches ſie verachtend von ſich geſtoßen.

Langſam öffnete ſie die großen ſchwarzen Augen und ihr erſter Blick ſenkte ſich in die ſeinigen, die

tief über ſie geneigt waren und ſie anſchauten mit dem Ausdruck der Liebe, der Seligkeit, des Entzückens.

Sie ſchien wie von einem Zauber umfangen; ſie regte ſich nicht, ſie ſchaute noch immer in dieſe Augen, die für ſie den Himmel bedeuteten. Und jetzt leiſe und kaum hörbar flüſterten ihre Lippen: „Ich liebe Dich!“

Er wiederholte es mit lauter, ſeliger Stimme: „Ich liebe Dich, Katharina, und die Liebe hat Dich erlöſt und die Liebe ruft Dich in das Paradies!“

Jetzt flog ein Zucken durch ihre Glieder, und mit ihrer alten gewohnten Energie ſprang ſie von dem Lager empor.

„Was iſt mit mir geſchehen? Ich wollte ſterben und ich lebe wieder. Bin ich wahnſinnig geworden? Hörte ich nicht ſeine Stimme und ſagte er nicht, daß er mich liebe?“

„Katharina, ja, das ſagte er, und es iſt ſein Ruf, der Dich weckt zu neuem Leben! Ja, Katharina, er liebt Dich, er betet Dich an! Aus Liebe iſt er Dir gefolgt, ſeit einem Jahre ſchon, auf allen Deinen Wegen! Aus Liebe hat er Dich begleitet, wohin Du gingſt, aus Liebe hat er ſich in den Staub gebeugt, um Dich zu retten, Dich zu gewinnen! Katharina, aus Liebe hat er Dich erlöſt, geliebtes, einziges Weib!“

Sie ſchaute auf ihn mit einem ſeligen Lächeln, dann faßte ſie mit der Hand nach ihrer Stirn.

„Ich träume nicht, ich bin nicht geſtorben", murmelte ſie. „Aber der Trank hat mich wahnſinnig gemacht; ich ſehe, was nicht iſt, ich höre, was nicht ſein kann."

„Nein", ſagte er, „Du ſiehſt, Du hörſt nur, was iſt! Du hörſt mich jetzt mit meiner Stimme Dir ſagen, was mein Herz Dir immer geſagt hat: Katharina, ich liebe Dich und ich war grauſam zu Dir aus Liebe! Ich wollte Dich erlöſen aus dieſem Wuſt des Daſeins, ich wollte Dich kennen lehren die Heiligkeit der reinen, wahren Liebe!"

Sie ſtieß einen Schrei aus, einen jubelnden Schrei des Entzückens, und fiel zu ſeinen Füßen nieder.

Er aber hob ſie mit einer ſtürmiſchen Bewegung der Freude empor und küßte ihre glühenden Lippen.

„Höre und glaube: ich liebe Dich unausſprechlich, ewig und ich frage Dich jetzt, Katharina Gabrieli, willſt Du mein Weib ſein, willſt Du mit mir Freude und Leid, Wonne und Schmerz theilen Dein Leben lang?"

„Ich will's! Ich will's!"

„So komme denn, Geliebte, und folge mir, der Prieſter iſt bereit, unſerm Bunde die Weihe zu geben."

Er legte ſeinen Arm um ihre Geſtalt und zog

ſie, die ſchwankend und noch matt ſich auf ihn lehnte, hinaus aus dem Gemach.

Sie fragte nichts, ſie wunderte ſich über nichts. Es war ihr Alles wie ein holder, ſüßer Traum, ſie war ſich nicht bewußt, ob ſie lebe, ob Alles ſich wirklich ſo begebe oder ob Alles das nur ſüße Phantaſien wären.

So Arm in Arm traten ſie ein in den kleinen Saal. Die Herren, die im Nebengemach ſie hatten kommen ſehen, erſchienen jetzt ebenfalls und begrüßten die Signora.

Sie dankte ihnen mit holdem Lächeln und kniete mit dem Geliebten nieder auf die Kiſſen, die vor dem Altar, von duftigen Roſen übergoſſen, ſich befanden.

Der Geſandte, Graf Cobenzl, und ſeine Attachés als Zeugen nahmen ihre Plätze ein, und die feierliche Handlung begann.

Dann, als der Prieſter ihre Hände in einander gelegt, begab man ſich in das anſtoßende Zimmer, um dort den Heirathscontract zu unterſchreiben.

„Ich bitte Sie, Herr Graf Cobenzl", ſagte Werner, „den Contract, den wir vorhin aufgeſetzt, der Signora vorzuleſen, damit wir erfahren, ob er ihre Billigung hat."

Graf Cobenzl las: „Wir, die unterzeichneten Eheleute, haben im Ehecontract jeder nur dieſes zu ſagen: Was ich habe und beſitze, gehört dem Geliebten, der Geliebten.“

„Iſt das Deine Meinung, Katharina?“ fragte Werner lächelnd.

Sie nickte ihm freudvoll zu. „Es iſt meines Herzens innerſte Meinung. Gib mir die Feder und laß mich unterzeichnen!“

Er reichte ſie ihr dar, und mit einem haſtigen Zug ſchrieb ſie unter den lakoniſchen Ehecontract ihren Namen.

Dann unterſchrieb auch er, uud die Zeugen fügten ihren Namen hinzu.

„Und jetzt“, ſagte Graf Cobenzl lächelnd, „jetzt, da die Cerremonie beendet iſt, meine ich, wir laſſen das junge Paar allein und erwarten es heute Mittag beim Diner, welches ich die Ehre haben werde, ihm im Geſandtſchaftshotel zur Feier dieſes Tages zu bereiten. Ich glaube, es werden in der guten Stadt Petersburg ſehr viele Leute überraſcht ſein von dieſem unerwarteten Ereigniß, und ich geſtehe Ihnen, Signora, daß ich recht begierig hin, alle die erſtaunten Geſichter zu ſehen.“

Werner lächelte. „Ich bitte Sie, Graf Cobenzl, uns zu verzeihen, wenn wir den heutigen Tag ganz

in der Stille und für uns allein zu feiern wünschen, wir haben uns noch so Vieles zu sagen und zu erklären."

„Aber heute Abend beim Hofconcert werden wir doch die Ehre haben, das junge Paar zu begrüßen?" fragte Graf Cobenzl, und Werner wandte sich lächelnd zu Katharina.

„Es ist vor einer Stunde für heute Abend Hofconcert angemeldet worden", sagte er, „und ich habe mir erlaubt, im Namen der Signora Katharina Gabrieli die Einladung, welche unmittelbar von der Kaiserin gesandt ward, anzunehmen. Ihre Majestät wünscht nochmals die Arie zu hören, welche die Signora gesungen, da sie vor der Kaiserin zum ersten Mal erschien."

„Die Arie aus „Didone"", lächelte Katharina.

„Ich habe also zugesagt", fuhr er fort, „und ich bitte meine Gemahlin, ein gutes Wort für mich bei der Sängerin einzulegen, daß sie das von mir gegebene Versprechen erfülle."

„Sie thut es", erwiderte sie lächelnd, „sie wirde heute Abend der Kaiserin die Arie singen, welche sie begehrt."

Werner küßte ihre dargereichte Hand. „Ich danke der Künstlerin und meiner Gemahlin für ihre Güte! Sie aber, Graf Cobenzl, ersuche ich, und auch Sie,

Digitized by Google

meine Herren, bis heute Abend das Geheimniß unserer Verbindung zu bewahren und es Niemand ahnen zu lassen. Die Ueberraschung wird dann um so größer sein, und Sie werden noch mehr Vergnügen haben, lieber Graf!"

Sie versprachen es gern; kein Wort sollte das Geheimniß verrathen; und erst am Abend bei dem Hofconcert wollte Graf Cobenzl selber es der Kaiserin verkünden.

„Und jetzt", rief Werner, als die Herren sich entfernt hatten, „jetzt sind wir allein, Katharina, und jetzt erst kann ich auf meinen Knieen Dir danken für das himmlische Glück, welches Du, holdseliges, geliebtes Weib, mir schenkst. Aber Katharina", fuhr er dann fort, sanft seinen Arm um ihre schöne Gestalt legend, „jetzt bitte ich Dich doch, noch einen Blick auf unsern Heirathscontract zu werfen."

„Wozu?" fragte sie lächelnd. „Ich habe ihn ja schon gelesen und unterzeichnet!"

„Auch ich habe ihn unterzeichnet", sagte er, „und ich wünsche doch, daß Signora Gabrieli meine Unterschrift erkennen und als echt constatiren möchte. Lies, Geliebte!"

Er reichte ihr das Blatt dar, und sie, um nur seinem Wunsch nachzukommen, blickte auf das Papier.

Dann zuckte ſie zuſammen und ſchaute ihn ganz verwundert an. „Was iſt das für ein Name, der auf dem Papier ſteht? Fürſt Orſini?“

„Ja“, ſagte er mit einem ſeligen Lächeln, vor ihr in die Kniee ſinkend, „ja, Fürſt Carlo Orſini. O, Du geliebtes Weib, Du warſt bereit, dem armen Secretär Dich zu vermählen, um ſeinetwillen Deine Herrlichkeit, Dein königliches Daſein hinzugeben! Ich danke Dir für dieſen Beweis Deiner Liebe; Du haſt die Prüfung beſtanden, haſt in Allem Dich groß und edel bewährt. Nun höre und laß Dir erklären, Geliebteſte! Ich ſah Dich zuerſt in Rom. Seitdem folgte ich Dir auf allen Deinen Wegen, folgte Dir nach Neapel, nach Parma und auch nach Wien. Dort, in den letzten Tagen, vertraute ich das Geheimniß meiner Liebe dem Fürſten Kaunitz an; er, den die Welt nur den kalten, berechnenden Diplomaten nennt, er verſtand und begriff ſehr wohl, daß man Katharina Gabrieli ſo glühend und ſo treu lieben könne. Du hatteſt ihn erſucht, Dir einen Secretär zu ſenden, welcher beſſer als Du ſelbſt der franzöſiſchen Sprache mächtig ſei und Deine Geſchäfte und Deine Correſpondenz beſorgen könne. Ich bat den Fürſten, mir dieſe Stelle zu geben, und ſo kam ich in Deine Nähe, Katharina, und ſo geſchah und erfüllte ſich endlich Alles, was mein Herz

in ſeinen ſeligſten Stunden gehofft und vom Schickſal erfleht.“

„„Und ſo geſchah und erfüllte ſich Alles, was auch mein Herz erflehte“, rief ſie, ihre beiden Arme um ſeinen Nacken ſchlingend und einen glühenden Kuß auf ſeine Lippen drückend.

Siebzehntes Kapitel.

Das Hofconcert.

Im purpurrothen Sammtgewande, das mit langer, perlengestickter Schleppe hinter ihr herwallte, auf dem Haupte eine prächtige, von Smaragden und Brillanten funkelnde Krone, trat Kaiserin Katharina aus ihrem Toilettenzimmer in ihr Arbeitskabinet.

Die Gräfin Pratow war bei ihr.

„Ich fordere einen Beweis Deiner Liebe", sprach die Czarina zu dieser. „Vergiß einmal die Kaiserin und denke, daß ich ein Weib bin, ein Weib, welches liebt und geliebt sein möchte. Ich beschwöre Dich, sage mir: bin ich noch schön? Könnte ich noch gefallen, auch wenn ich nicht die Kaiserin wäre? O Pratow, ich beschwöre Dich, sei aufrichtig: kann ich noch gefallen?"

Digitized by Google

„Ja, Czarina, Du biſt ſchön, biſt himmliſch ſchön, und wäreſt Du nicht die Kaiſerin, wäreſt Du ein armes Bürgerweib und gingeſt einfach und unſcheinbar gekleidet, ſo würden die Vorübergehenden ſtehen bleiben, Dir nachſchauen und ſagen: Wie ſchön dieſe Frau iſt!“

Katharina athmete hoch auf und ein ſeliges Lächeln überſtrahlte ihr Geſicht. Sie glaubte dieſen ſchmeichelnden Worten ſo gern.

„Ich danke Dir, Pratow, Du machſt mich froh und glücklich! Und nun wird auch das unheimliche Herzklopfen, welches mich ſchon den ganzen Tag über geplagt hat, verſchwinden. Gelagin offenbarte mir etwas; noch hoffe ich, er täuſcht ſich, und doch, Orlow iſt ſeit geſtern wie umgewandelt, er hat ſich krank melden laſſen und eingeſchloſſen weilt er in ſeinem Zimmer. Selbſt dem Kammerherrn, den ich zu ihm ſendete, hat er die Thür nur nach langem Zögern geöffnet. Ich ſchickte ihm die Einladung zum heutigen Concert, ich ließ ihm melden — o Pratow, meine Seele bäumt ſich auf im Zorn, wenn ich denke, daß es ſolcher Meldung bedurfte, um ſeines Kommens gewiß zu ſein — ich ließ ihm melden, daß die Signora heute Abend erſcheinen und ſingen werde. Darauf hat er erwidert, er fühle ſich zwar noch nicht wohl, indeß werde er dem kaiſerlichen Befehl gehorchen.“

Kaum hatte die Kaiſerin dieſe Worte geſprochen, als Orlow ihr gemeldet ward. Sein mattes Auge, die Bläſſe ſeiner Wangen erſchreckten und rührten ſie zugleich.

„Ich hoffe, Graf Orlow befindet ſich wohl", ſagte ſie, ihm die Hand darreichend.

„So wohl", ſagte er, dieſe Hand an ſeine Lippen drückend, „ſo wohl, Czarina, wie man immer iſt, wenn man das Glück hat, ſeiner Kaiſerin gegenüber zu ſtehen!"

„Dann, Graf Orlow, dann begreife ich nicht, daß Du nicht früher zu mir gekommen biſt! Ich habe Dich ſeit vierundzwanzig Stunden nicht geſehen."

„Seit vierundzwanzig Stunden? Nun ſiehſt Du, Czarina, Du zählſt die Stunden, und mir will es ſcheinen, als ſei eine Ewigkeit vergangen, daß ich Dich nicht geſehen."

„Und mir ſcheint, Gregor", flüſterte ſie, ſich dicht an ſein Ohr neigend, „daß die Liebe nicht nöthig hat, ſo viele Worte und Phraſen zu machen! Wenn ſie wahrhaftig iſt, ſpricht ſie mit einem Blick, einem Seufzer mehr als mit tauſend Worten! Komm, Graf Orlow, gib mir Deinen Arm, wir wollen zu unſern Gäſten gehen!"

Dicht gedrängt war der große Concertſaal von den Gäſten der Kaiſerin. Sie neigten ſich tief zur Erde als Katharina jetzt am Arm Orlow's dahinſchritt durch den Saal zu dem Throne, der unter einem purpurſammtnen Baldachin ſich erhob.

Als die Ouvertüre zu Ende war, wandte ſich Katharina zu Orlow. „Jetzt", ſagte ſie, „werden wir ſehen, ob die Signora wieder gut machen will, was ſie bei jenem Galadiner verſchuldet! Wir haben ihr dieſe Prüfung auferlegt, und ſie hat verſprochen, zu ſingen!"

„Dann wird ſie es ſicherlich auch thun", ſagte Orlow. „Sie iſt eine von denen, welche halten, was ſie verſprochen, im Guten wie im Böſen. Wenn ſie geſagt hat, daß ſie ſingt, ſo ſingt ſie auch! Siehe, da erſcheint ſie ſchon am Arme ihres Accompagniſten, wie ich glaube! Bei Gott, ſie ſieht aus wie eine Kaiſerin, und ich meine, es iſt eine Inſolenz, daß ſie es wagt, in ſolchem Glanz hier zu erſcheinen! Ja", fuhr er fort, die Augen unverwandt auf ſie geheftet, „ſieh nur, Czarina, ich meine, ſie hat es ſogar gewagt, mit einer Fürſtenkrone ihr Haupt zu ſchmücken! Ich bitte Dich, Czarina, laß mich hingehen, ſie zu fragen, mit welchem Recht ſie das thut!"

„Später, Orlow", unterbrach ihn die Kaiſerin, „wollen wir ſie danach fragen. Jetzt laß uns hören,

denn ſieh, der Kapellmeiſter gibt das Zeichen zum Beginnen!"

Tiefe Stille trat in dem weiten Saal ein, und der Accompagniſt, von dem bis jetzt noch Niemand wußte, daß es der Fürſt Orſini ſei, begann das Ritornell. Nun hatte die Gabrieli das Recitativ zu ſingen, und jubelnd laut und triumphirend tönte es von ihren Lippen, ſchöner noch, voller und herrlicher, wie damals an jenem erſten Tage: „Sono regina e sono amante!"

Orlow's Augen waren feſt auf Katharina geheftet, und ſeine ganze Seele lauſchte auf ihren wundervollen Geſang.

Die Kaiſerin zwang ein Lächeln auf ihre Lippen.

„Herrlich, herrlich!" rief Orlow jetzt, nachdem der Geſang beendet war, und gab, indem er ſeine Hände in einander ſchlug, damit dem Hofe das Zeichen zum lauten Applaudiren. „Nicht wahr, Czarina, ſie hat unvergleichlich geſungen?"

„Unvergleichlich!" wiederholte die Kaiſerin.

„Und ſie hat wieder gut gemacht, was ſie neulich bei dem Galadiner verſchuldet!" rief Orlow, in ſeinem Entzücken aller Vorſicht vergeſſend. „Ja, Czarina, ſie hat eine königliche Revanche gegeben für das Galadiner!"

„Und wir", ſagte die Kaiſerin ſtolz, „wir wollen

auch wieder gut machen, was wir neulich gegen ſie verſchuldet, wir wollen der Sängerin unſern Dank ſagen! Geh' und führe ſie zu mir!"

Orlow ſprang eilig von ſeinem Sitz auf und ſchritt zu der Gabrieli hin. Graf Cobenzl, der eben ihren Arm erfaßte, blieb ſtehen und ſchaute ihn verwundert an, aber er achtete nicht darauf und drängte ſich haſtig an die Seite der Sängerin.

„Vergebung, Graf, ich habe die Signora etwas zu fragen. Vergebung!"

Er neigte ſich dicht zu ihr. „Signora Katharina Gabrieli, ich ſtellte geſtern eine Frage an Sie, ich bitte, mir heute zu antworten, mir gleich auf der Stelle zu antworten!"

Sie lächelte ein wenig. „Graf Orlow, ich bitte, noch einen Moment zu warten. Sie werden dann ſicher den gewünſchten Beſcheid erhalten."

Und immer noch lächelnd nahm ſie den Arm des Grafen Cobenzl, der ſie nun der Kaiſerin Katharina zuführte.

„Ich danke Ihnen, Graf", ſagte dieſe mit einem leichten Neigen ihres Hauptes; „Sie verſtehen es wahrlich, in meinen Gedanken zu leſen und meine Wünſche zu errathen, noch ehe ich ſie ausgeſprochen! Sie bringen mir die Sängerin, und ich wollte ſie eben zu mir

bitten lassen, um ihr meinen Dank zu sagen. Signora, Sie sind wahrlich eine große Künstlerin, ja, mehr als das, Sie sind eine Zaubrerin! Vor Ihren Zaubertönen schweigt jeder Groll! Ich vergesse heute, daß ich neulich Ursache hatte, Ihnen zu zürnen! Sie haben mich durch Ihre Kunst für immer versöhnt!"

„Die Gnade der Kaiserin ist ohne Grenzen", erwiderte die Signora.

„Kaiserliche Majestät", sagte jetzt Graf Cobenzl, „ich frage um gnädige Erlaubniß an, Ihnen einen Cavalier, der die besondere Freundschaft und Gunst des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz besitzt und mir von ihm auf das dringendste empfohlen worden ist, präsentiren zu dürfen."

Katharina nickte. „Jeder ist empfohlen, den Graf Cobenzl mir präsentirt, doppelt empfohlen, wenn er der Freund des Fürsten Kaunitz ist!"

„Majestät, den, welchen man bis jetzt am kaiserlichen Hofe als den Accompagnisten der Signora betrachtet, bitte ich, jetzt als den Fürsten Karl Orsini vorstellen zu dürfen!"

„Wie?" rief die Kaiserin, „Sie sind Fürst Orsini? Ah, die Signora Gabrieli kann stolz sein auf solchen Accompagnisten, und es hört sich das wie ein Kapitel aus einem Roman an."

„Der Roman hat auch noch seine Fortsetzung gnädigste Kaiserin", sagte Katharina Gabrieli. „Graf Orlow fragte mich gestern, ob ich jemals geliebt habe. Erlaubt die Czarina, daß ich vor kaiserlicher Majestät die Antwort ertheile?"

Die Kaiserin lächelte. „Ich erlaube es nicht nur, ich bitte darum, Signora! Denn ich bin neugierig wie alle Frauen und möchte wie Graf Orlow wissen, ob Sie jemals geliebt haben!"

„Und ich antworte, Czarina, „daß ich erst jetzt die Liebe kennen gelernt habe, und ich bitte um die Erlaubniß, daß ich der Czarina bekennen darf, wen ich liebe!"

Die Kaiserin zuckte leise zusammen und schaute erregt auf die Sängerin, die ihr fest ins Auge blickte während Orlow sie mit fragendem, forschendem Blick anschaute.

„Mein Gemahl ist's, den ich liebe."

Orlow preßte fest die Lippen aufeinander, um den Schrei zurückzuhalten, der aus seiner Brust hervordringen wollte, und ließ sich langsam niedergleiten auf das Taburet neben der Kaiserin.

„Darf man nun fragen", sagte Katharina, angstvoll die tiefe Erregung Orlow's beobachtend, „darf man fragen nach dem Namen Ihres Gemahls?"

„Ich bin glücklich, ihn der Czarina nennen zu dürfen", ſagte die Sängerin lächelnd.

„Und ich", ſagte Orſini, indem er die Hand der Sängerin ergriff und vortrat zu der Kaiſerin, „ich bin glücklich, die Signora Gabrieli Ihnen als meine angetraute Gemahlin präſentiren zu dürfen!"

Wider ihren Willen entſchlüpfte den Lippen der Kaiſerin ein Ausruf, der wie Freude klang, während Graf Orlow in lautes Lachen ausbrach. „Das iſt ja ein allerliebſtes Märchen", ſagte er, „aber es geziemt ſich nicht, mit dergleichen dem Ohre der Kaiſerin zu nahen."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf", ſagte Graf Cobenzl, „es iſt, wie Fürſt Orſini ſagt! Heute Vormittag iſt die feierliche Trauung in meinem Beiſein von dem Kaplan unſerer Geſandtſchaft vollzogen worden. Sie fand in ſolcher Eile ſtatt, weil Fürſt und Fürſtin Orſini noch heute ihre Reiſe nach Rom antreten wollen."

Orlow biß ſich auf die Lippen, die Kaiſerin wandte ſich mit einem gnädigem Lächeln zu dem jungen Paar. „Nehmen Sie meine beſten Wünſche entgegen und reiſen Sie glücklich!"

Und dann mit einem Wink ihres Fächers rief ſie den Grafen Orlow näher zu ſich heran, und zu ihm ſich neigend, ſuchte ſie ihn in ein Geſpräch zu verwickeln und

legte ſanft ihre Hand auf ſeinen Arm. Er fühlte wohl, daß dieſe Hand eine Kette war, welche ihn feſthielt und ihn band, und er knirſchte mit den Zähnen, aber er mußte doch dieſe Kette tragen, die niemals ihm ſo ſchwer und entſetzlich gedäucht, wie in dieſer Stunde.

Währenddeſſen war Katharina Gabrieli am Arm ihres Gemahls leiſe aus dem Thronſaal hinausgegangen. Langſam und bedächtig, hier und dort noch in den andern Sälen mit einigen Bekannten plaudernd, zogen ſie ſich zurück, nachdem Graf Cobenzl ſich zu ihnen geſellt und dem Fürſten zugeflüſtert hatte, daß Alles bereit ſei.

Nun ſchloß ſich hinter ihnen die Thür des letzten Saales. Jetzt die Treppe hinunter und hinein in den bereit ſtehenden Wagen des öſterreichiſchen Geſandten! Der Kutſcher hatte ſeine Ordre ſchon empfangen, und in vollem Jagen ging es durch die Stadt dahin, zum Hafen. Am Ufer lag eine kleine Jolle bereit, und erſt als das junge fürſtliche Paar in derſelben Platz genommen, verabſchiedete ſich Graf Cobenzl von ihnen.

„Ich bleibe hier am Ufer ſtehen“, ſagte er, „bis Sie das Schiff erreicht haben. Es wird, ſowie die Herrſchaften am Bord ſind, die Anker lichten. Sie gehen nach Rom, nicht wahr?“

„Ja, nach Rom, nach meiner geliebten Vaterſtadt“, rief die Gabrieli froh, „nach Rom, das jetzt mein theurer Gemahl mir aufs neue zur Heimat macht!“

„Ja, nach Rom“, ſagte Fürſt Orſini lächelnd, „nach Rom! Leben Sie wohl, Graf, und möchten wir uns bald im Leben wieder begegnen!“

Die Jolle ſtieß vom Ufer ab und ſchwamm mit taktmäßigem Ruderſchlag von dannen.

Graf Cobenzl ſtand am Ufer und horchte in die Nacht hinaus. Jetzt ertönten drei Signalſchüſſe.

„Wohl, ſie ſind am Ziel“, murmelte der Graf. Er kehrte zurück in den kaiſerlichen Palaſt, wo das Feſt ſeinen Fortgang genommen.

„Sie ſind fort?“ fragte die Kaiſerin leiſe, als Graf Cobenzl ſich ihr näherte.

„Ja, Majeſtät, ſie ſind fort, und mir bleibt nur noch die Ausführung des letzten Wunſches, welchen das junge Paar mir aufgetragen: zu den Füßen Eurer Majeſtät die ehrerbietigſten Ausdrücke ihrer Dankbarkeit und Verehrung niederzulegen!“

„Graf“, ſagte die Kaiſerin lächelnd, „Sie haben die letzten Wünſche der Gabrieli für mich in Ihre liebenswürdige Höflingsſprache überſetzt, ich bin überzeugt, daß ſie auf den Lippen der ſtolzen Sängerin eine ganz andere Ausdrucksweiſe hatten. Aber gleich-

viel, mir ſind ihre Scheidegrüße willkommen, ſehr willkommen!“

„Und darf man fragen, wen die Czarina eben mit ſo heiterem Auge willkommen heißt?“ fragte Graf Orlow, der gerade wieder zu ihr trat und ihre letzten Worte gehört hatte. „Wahrhaftig, ich meine, es könne nur ein Gott ſein, für den meine Czarina ſolch ſtrahlendes Willkommenslächeln hat!“

„So denke, Gregor, daß dieſer Gruß Dir galt“, ſagte die Kaiſerin zärtlich, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte. „Setze Dich zu mir, Gregor, und laß uns dem feſtlichen Gewirre zuſchauen und es doppelt genießen in dem beſeligenden Gefühle innerer Befriedigung und Ruhe.“

Die kleine brillantenfunkelnde Hand der Kaiſerin drückte ihn nieder auf den Seſſel und hielt ihn feſt.

Der Morgen dämmerte ſchon, als das Feſt beendet war, und während die Kaiſerin Katharina gelangweilt und müde von ihren Damen ſich auf ihr Lager betten ließ, ſtand die Sängerin Katharina am Arme des Geliebten oben auf dem Deck des Schiffes, welches von günſtigem Winde getrieben in raſchem Laufe die Wellen durchſchnitt.

Sie hob den Arm empor und deutete hin auf das Morgenroth.

„Sieh, mein Geliebter“, rief ſie aus, „der Tag bricht an, ein neuer Tag, ein neues Leben! Ich grüße Dich, Du Sonne meiner Zukunft! Du heißt und biſt die Liebe und mögeſt Du leuchten über uns, bis daß der Abend kommt! Ich grüße Dich, Sonne, ich grüße Dich, Liebe, ich grüße und küſſe Dich in ihm!“

Sie ſchlang mit leidenſchaftlicher Glut ihren Arm um den Geliebten, dann ſchwiegen ſie beide und ſchauten auf das erhabene Schauſpiel der aufgehenden Sonne.

Ende des erſten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane

aus dem Verlag von **Ernst Julius Günther** in Leipzig.

Ein Meteor der Börse.

Roman

von

Otfrid Mylius.

3 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Christoph Pechlin.

Eine internationale Liebesgeschichte

von

Wilhelm Raabe.

2 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Jagd nach dem Glücke.

Roman

von

F. C. Schubert.

3 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Neue Romane
aus dem Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig.**

Zur linken Hand

Novelle
von
Edmund Höfer.
1 Band. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

In der Welt verloren.

Eine Erzählung
von
Edmund Hoefer.
Zweite Auflage.
4 Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Armadale.

Roman
von **Wilkie Collins.**
Aus dem Englischen von Marie Scott.
Autorisirte Ausgabe.
6 Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Thlr.

Neue Romane

aus dem Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig.**

Mann und Weib.

Roman

von

Wilkie Collins.

Aus dem Englischen von Dr. Lehmann.

Autorisirte Ausgabe.

6 Bde. 8 Eleg. geh. Preis 4 Thlr. 20 Ngr.

Fräulein oder Frau?

Erzählung

von

Wilkie Collins.

1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 25 Ngr.

Die Lovels auf Arden.

Roman

von

M. E. Braddon.

Aus dem Englischen von Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Neue Romane
aus dem Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig.

Der Hull von Konstanz.

Roman

von

Otto Müller.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

Geheimnisse.

Novellen

von

Karl Frenzel.

2 Bände. 8°. Eleg. geheftet. Preis 2 Thlr.

Nomaden.

Roman

von

Robert Byr.

5 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 4 Thlr. —

Neue Romane

aus dem

Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Sacher-Masoch,
Wiener Hofgeschichten.
1. Band:
Maria Theresia und die Freimaurer.
Preis 1 Thlr. —

Max v. Schlägel,
Pariser Todtentanz.
Roman in 2 Abtheilg.
I. Abtheilung:
Nach uns die Sündflut!
II. Abtheilung:
Der rothe Fasching.
6 Bände.
Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Sacher-Masoch,
Zur Ehre Gottes!
Ein Zeitgemälde.
1 Band.
Preis 1 Thlr. —

Robert Byr,
Nomaden.
Roman.
5 Bände.
Preis 4 Thlr. —

Max v. Schlägel,
Die Wilden der Gesellschaft.
Novelle.
1 Band.
Preis 1 Thlr. —

Graf Ulrich Baudissin,
Der Lebensretter.
Humoristisch. Roman.
3 Bände.
Preis 2 Thlr. —

Julius Grosse,
Der neue Abälard.
Roman.
2 Bände.
Preis 1 Thlr. 22½ Ngr.

Johannes Scherr,
Michel.
Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.
Dritte neudurchges. Aufl.
Mit d. Portrait d. Verf.
4 Theile in 2 Bdn.
Preis 3 Thlr. —

Edmund Hoefer,
Zur linken Hand.
Novelle.
1 Band.
Preis 1 Thlr. —

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

LEGATORIA D'ARTE F. AQUILINA IN NAPOLI